P.O. Jahn 1851 w-3

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

60

<366210433800016

Bayer. Staatsbibliothek

3207

# Mein ist die Rache.

Roman

von

Golo Raimund.

Dritter Band.

Landauer'sche
Leihbibliothek
Stuttgart

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin 1878.

Verlag von Otto Janke.

P.o. gen. 1851 w-3

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

B

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

# Erstes Capitel.

Ueber Magdalena's Grab wehte der Schnee; der Nordsturm hatte die letzten feuchten und vermoderten Blätter der Kränze hinweggerissen, die liebende Hände als Scheidegruß darauf niedergelegt hatten und das Rauschen des Meeres klang grollend herüber.

Auch im Pfarrhause war es still; die Klagelaute der schönen Frau und Richards wilder Schmerz waren nun verstummt, aber auch die süße Kinderstimme, die auf Augenblicke die Herzen erquickt und in das umdüsterte Gemüth der Mutter wie Engelsang getönt hatte. Sie waren alle fort, die dem Pfarrer nahe standen, die er oft in einsamen Stunden herbeigesehnt, und die dann,

als Antwort auf die heimlichen Wünsche, märchengleich in sein Leben traten, um wieder zu verschwinden.

Als Magdalena bestattet war und der Pfarrer seinem Bruder das kleine Mädchen in die Arme gelegt hatte, welches die Todte ihnen sterbend anbefohlen, da hatte er auch Esther ihm zugeführt, die die Schritte der Armen sorgsam und liebevoll hierher geleitet und ihr den letzten bittren Kampf erleichtert hatte. Die Frage um die nächste Zukunft trat gebieterisch heran, Esthers Aufgabe hier war gelöst; sie hatte weder ein Recht, noch eine Pflicht länger zu verweilen und es handelte sich jetzt darum, wo das Kind bleiben solle.

Für den Augenblick, obwohl Richard die nächsten Ansprüche auf dasselbe geltend machte, hatte er ihm keine Unterkunft zu bieten; die alte Oltrud im Pfarrhause war wenig geeignet, das zarte und verwöhnte Kind zu pflegen, um so mehr, da die Bedenken wegen des rauhen Klimas und des gänzlichen Mangels an einem Arzte, schwer in's Gewicht fielen.

Die kleine Veronica, die jeden Wechsel, dem sie seit Wochen ausgesetzt gewesen, still ertragen hatte, so lange sie die Mutter noch sah und dann und wann ihre Stimme hörte, begann unruhig zu werden, seit man Magdalena

hinweggebracht hatte. Sie klammerte sich mit einer Art banger Zärtlichkeit an Esther, die ihr im Lauf der Zeit lieb und vertraut geworden war und es hatte seine ernsten Bedenken, sie auch von dieser zu trennen. Und dann hatten die Brüder auch Niemand, keine weibliche Freundin oder Verwandte, welche die mütterliche Pflege für das kleine Mädchen hätte übernehmen können, Esther blieb die einzige Zuflucht.

Wenn dem christlichen Pfarrer die Erwägung kam, ob er das Kind in ein jüdisches Haus geben dürfe, so entsprang dieser Zweifel mehr aus den Verpflichtungen, die seine Stellung ihm auferlegte, als aus eigner Ansicht. Das zarte Kind, noch unberührt von Glaubenssätzen fand in Esthers liebreichem Frauengemüth die gedeihlichste Entwickelung und als die Zeit zu einem Entschlusse drängte, weil die Fährschiffe ihre Fahrten während der Wintermonate einstellten, da gab Richards Ausspruch, der Veronica als sein Eigenthum betrachtete, die Entscheidung.

So hatte denn Esther, unter des Malers Schutz, das Kind mit hinweggenommen; das Wiedersehen der Brüder war ein zu kurzes gewesen, als daß bestimmte Entschlüsse für Veronika's Zukunft hätten gefaßt werden

können, um so mehr, da über ihrer Vergangenheit noch immer ein Schleier lag. Denn Klarheit hatten Magdalena's verworrene und spärliche Aussagen in fieberfreien Momenten nicht gegeben, höchstens einen Verdacht erweckt, der nur in Richards leidenschaftlich erregtem Gemüth einen fruchtbaren Boden fand. Sie hatte in ihren Verzweiflungsausbrüchen wohl erzählt, daß sie Graf Herberts Gattin sei, und daß er sie verlassen habe, um eine reiche Heirath zu schließen, aber sie wurde in ihrem geschwächten Denkvermögen sich nicht völlig klar, wie es gekommen sei, daß Constantins Name im Trauungsregister hatte verzeichnet werden können. Was sie darüber aussagte, war zu verworren und unglaubwürdig, um einen Anhaltpunkt für weitere Nachforschungen zu gewähren, um so mehr, als sie doch Constantins Namen in London geführt hatte.

Diese Erzählungen, welche die Kranke selbst so tief erschütterten, daß sie gewöhnlich aus Besorgniß für ihren Zustand abgebrochen werden mußten, ließen schwer erkennen, wo Wahrheit und Phantasie sich von einander schieden, und dann trat der lange, bewußtlose Zustand ein, der jedes Denken und Erinnern lähmte, bis der Tod ihre gefesselte Seele befreite.

Für den Pfarrer und Esther beanspruchte diese Aussage nur die Bedeutung eines Fieberwahns; sie hatten, auf Rubens Anschauung gestützt, Constantin zu lange für den Schuldigen gehalten, als daß sie in dem Trauschein, den Magdalena ängstlich auf ihrer Brust verwahrt hatte, bis sie ihn in Werners Händen geborgen sah, nicht eine Bestätigung ihrer Annahme gefunden hätten.

Anders war es bei Richard; er allein kannte den jungen Arzt, er hatte eine aufrichtige Werthschätzung für ihn gewonnen und wußte um seine Neigung zu der schönen Italienerin. Was immer auch gegen ihn sprach in den Augen der Andern: die sichtliche Auszeichnung, die er Magdalena in Tannensee hatte zu Theil werden lassen, sein langer, scheinbar unmotivirter Aufenthalt in England, die geringe väterliche Erbschaft, die zu weit hinter seinen Ansprüchen und Erwartungen zurückblieb, um damit öffentlich ein comfortables Familienleben zu beginnen, das Alles konnte ihn nicht beirren. So viel stand fest, daß ein Verrath an Magdalena begangen war, der ihr das Herz gebrochen hatte, der das Kind seiner Rechte beraubte und einen Zweifel auf ihren Namen warf, und Richard setzte alle Kräfte daran, die Wahr-

heit an's Licht zu ziehen und sie als einzige Genugthuung noch auf ihr Grab zu legen.

Was war der Schmerz, diese Blume, die sein Leben geschmückt hätte, sich entrissen zu sehn, gegen den Jammer, sie entblättert und in den Staub getreten, wiederzufinden. Wenn alle Gewalten seines Innern sich aufbäumten in verzehrendem Schmerz an dem Sarge des Weibes, das er so heiß geliebt hatte, so gipfelten sie jetzt in dem glühenden Wunsche, ihr Recht zu schaffen und Sühne zu fordern.

Aber von wem?!

Der Anhaltspunkte waren so wenige, daß er gar bald einsah, er könne nur mit Vorsicht und Geduld der Zeit etwas abringen und er rechnete darauf, in Esthers Vater einen kundigen Führer in diesem Wirrsal zu finden. Schon um das Kind sicher zu geleiten, schloß er sich der jungen Pflegerin auf der beschwerlichen Heimfahrt an, und nun ruhte das kleine Ding geborgen unter Rubens gastlichem Dach.

Der alte Mann hörte kopfschüttelnd aus Richards Munde die Wiederholung und Ergänzung dessen, was ihm Esther bereits brieflich gemeldet hatte, aber Glauben fand bei ihm die Sache nicht. So wenig Sympathieen

er für den Sohn des Oberjägermeisters besaß, die Verdachtsgründe richteten sich seiner Ansicht nach gegen einen Anderen; er nahm Herbert in dieser Angelegenheit energisch in Schutz.

„Aber kennen Sie denn die Vergangenheit des Mannes, den Sie so lebhaft vertheidigen," fragte Richard, „wissen Sie genug von seinem Leben in der Familie und in der Welt, daß Sie mit ehrlichem Herzen für ihn einstehen können?"

Der alte Mann lächelte; „wie eilig es die Jugend hat. Einstehen, das ist ein Wort, welches man eigentlich nur auf sich selbst anwenden sollte. Ich kenne indessen die Familie genau genug, um ein Urtheil über die einzelnen Mitglieder zu fällen und was den Aeltesten, den Erbherrn Graf Wolf anbetrifft, der kürzlich mit einer Tochter aus Italien zurückgekehrt ist, so thue ich in betreff seiner sogar das, was Sie eben forderten, ich stehe für ihn ein. Für Güte und Treue, für edelste Gesinnung und ehrenhaftestes Handeln."

„Ja, ja, ich weiß," erwiderte der junge Künstler, „er ist ein liebenswürdiger Herr, der mir jedoch den Eindruck macht, als müßte er seinem Herrgott gedankt haben,

als er den Namen Stein hat hinter sich werfen können und den Grafentitel wieder anlegen."

Der alte Jude machte ein ernsthaftes Gesicht; „es ist auch ein alter, stolzer Name, Herr Lenz, und der Graf hat es sich angelegen sein lassen, jedes Stäubchen hinwegzuputzen, das sich etwa auf den Glanz desselben legen wollte."

Der Maler lachte bitter auf; „schon empfindlich gegen ein Stäubchen und er muß es ansehn, daß dieser Name mit einem unauslöschlichen Makel behaftet ist."

Der Anwalt hob warnend den Finger auf; „sagen Sie das nicht so laut, nicht so unumwunden. Wenn auch Graf Herbert dazu schwiege, sein Onkel nähme den Handschuh auf."

„Wenn der junge Herr Graf einen Vormund für seine Ehre braucht, so dürfte mir das recht sein," entgegnete Richard. „In diesem Augenblicke freilich suche ich die Thatsachen noch zu klären und festzustellen, aber gerade in dieser schwierigen Angelegenheit verspreche ich mir Alles von Ihrer Hülfe."

Der Rechtsanwalt zauderte einen Augenblick, dann sagte er freimüthig: „ich bitte, Herr Lenz, dispensiren Sie mich davon. Ich würde mir selbst empfindlich wehe

thun, müßte ich, als Ihr Anwalt Maßregeln ergreifen, welche die Familie Wangerloh einem peinlichen Aufsehn preisgeben dürften."

Ueber das schöne, männliche Gesicht des Künstlers flog ein unverhehltes Erstaunen. „Ah, ich begreife, diese Familie ist sehr reich," warf er nachlässig hin.

„Nein, nein, Sie begreifen nicht," sagte der alte Mann ruhig, „denn Sie denken, ich opfere das gute Recht dem Golde. Allerdings ist es ein persönliches Interesse, welches mich leitet, aber kein pecuniäres, wie Sie vorauszusetzen scheinen, sondern alte Dankbarkeit, die nicht verjährt. Ich bin, glauben Sie mir das, nicht ohne das tiefste Interesse für die beklagenswerthe Frau, die ich selbst gekannt habe in ihrem wunderbaren Liebreiz und habe keinen Grund dem Herrn Oberjägermeister oder seiner Frau besonders verpflichtet zu sein. Aber dem Grafen Wolf fühle ich mich verbunden für mein ganzes Leben und ich möchte nicht gern da stehen, wo es einen Angriff auf ihm theure Güter gilt. Wollen Sie, wenn die Sache sich wirklich weiter entwickelt, einen Vermittler, wollen Sie einen Ausgleich, eine friedliche Genugthuung, so stehe ich freudig zu Ihren Diensten; Offensivmaßregeln lehne ich ab.

„Sie dürfen nicht so verletzt dreinschauen, mein junger Freund, sondern Sie müssen meine Herzensinteressen respectiren, wie ich die Ihrigen, dann werden Sie auch einsehen, daß ich nicht anders kann. Ich war nicht immer in einer so sorgenfreien Lage, wie Sie mich jetzt da vor sich sehen, ich war ein armer Junge, früh des Vaters beraubt, ohne Freunde, ohne Gönner, ohne Geld. Ich bin der Sohn eines israelitischen Lehrers und die Eltern kamen meinem brennenden Wunsche nach, mich Jura studiren zu lassen, obschon sie kein Vermögen hatten. Noch hatte ich die Secunda nicht ganz durchgemacht, als mein Vater starb und in seiner letzten Stunde gab er mir den Wegweiser für mein künftiges Leben. „Ich hinterlasse Dir meinen Segen und die Sorge für die Mutter," sagte er, „das ist genug, um damit durch die Welt zu gehen." Nun, ich that es auch; mit dem Studiren freilich war es vorbei und ich mag Ihnen nicht sagen, wie viel heimliche Thränen mich das gekostet hat. Die Freundschaft kam zusammen und berieth: Geld war nicht da, ich mußte daher so bald als möglich etwas verdienen, um nicht allein mich, sondern auch meine kranke Mutter zu erhalten. Zum Handel war ich verdorben, wie man mir sagte, ich be-

ſaß nicht das allergeringſte Talent dazu und ebenſowenig Luſt. Zeit, um einen meiner Bildung angemeſſenen Erwerb zu ſuchen, war nicht zu verlieren, denn die Noth ſaß uns auf den Ferſen; ich nahm alſo die Stelle eines Advokatenſchreibers in Buchwaldau an. Sie war kärglich genug, aber da kam mir eine Eigenſchaft meines Stammes zu ſtatten: mich zu beſcheiden und auszuharren. Als ein Jahr herum war, Gott weiß es, wie trübe und ſchwer, kamen die Gerichtsferien und mein Prinzipal hatte mir erlaubt, in dieſer Zeit einige Tage meine Mutter zu beſuchen, die krank bei dem alten Großvater lebte. Ich hatte gedarbt und geſammelt und geſpart, um doch etwas heimzubringen — ich war ihr einziger Sohn. Buchwaldau war acht Stunden von ihrem Wohnort entfernt, aber ich durfte mir nicht geſtatten, den Poſtwagen zu benutzen, wenn ich mein kleines Kapital nicht empfindlich ſchädigen wollte. Ich zog meine guten Kleider an, ſteckte meine Baarſchaft in einen kleinen Lederbeutel, der an meinen Halſe hing und mit dem Ovid in der Taſche, der mir in meinen Mußeſtunden noch immer ein lieber und getreuer Freund war, trat ich meine Wanderung an. Es war im hohen Sommer, der Marſch hatte mich ſehr mitgenommen, denn ich war ein ſchmäch-

tiges Kerlchen und ich war froh, als ich auf der Hälfte des Weges in Tannensee unter den herrlichen Bäumen Rast machen konnte. Ich wählte eine Gruppe nahe dem See und schlief bald tief und fest, jedenfalls über die Zeit hinaus, die ich mir gesetzt hatte. — Ich erwachte davon, daß mich Jemand heftig am Arm rüttelte und als ich aufsprang, sah ich einige junge Leute vor mir stehen, die in hellem Gelächter um mich hersprangen und auf den See zeigten. ‚Wach auf, Sohn Israels,‘ schrie einer von ihnen, ‚sollst getauft werden. Sieh her, Johannis der Täufer ist schon im Wasser und wartet auf Dich.‘ Als ich voll Schrecken mich umwandte, sah ich, daß man mir den Rock, den ich als Kissen unter meinen Kopf gelegt, fortgezogen hatte. Auch das Beutelchen an meinem Halse fehlte und ich bemerkte nun, daß ein riesiger Hund im See herum schwamm, der etwas wie ein Kleiderbündel auf dem Kopfe trug. Es war mein bester Rock, der einzige aus besserer Zeit, mit dem ich unter Menschen gehen konnte — und was mehr war, die Ersparnisse vieler Monate waren fort, das ganze kleine Vermögen, welches ich so schwer erarbeitet hatte und der Mutter bringen wollte.

„Den vornehmen jungen Herren war es ein kost-

barer Spaß, ich aber, ich zitterte vor Schmerz. Man muß den Druck der Armuth kennen, um meine Verzweiflung zu begreifen. Sie lachen nicht, Herr Lenz und das spricht für Ihr gutes Herz. Sie werden es auch dann nicht thun, wenn ich Ihnen sage, daß ich einen lauten Weheruf ausstieß. Aber mein Jammergeschrei erhöhte nur die Lust: ‚Laß Dich doch taufen, Jude, schnell schnell, kriegst ein Taufkleid, spring hinein,‘ lachten sie und ich stand händeringend am Ufer.

„Da erscholl mit einem Male eine Stimme hinter mir, noch höre ich sie Herr Lenz, so tröstlich klang sie. ‚Was soll's Erich, was ist's mit dem Hunde und was mit dem Juden? Ich hoffe, ihr macht keine schlechten Späße.‘

„Es war Graf Wolf, und der, an den er sich wandte, sein Bruder, der spätere Oberjägermeister, wie ich hernach erfuhr.“

„Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten,“ lachte der Maler spöttisch.

„Es sind nur so kleine Züge, Herr Lenz, aber ich wollte nicht den Oberjägermeister schildern, sondern Graf Wolf. Der jüngere Bruder war außer sich vor Lachen; er berichtete, was sich zugetragen hatte und rief: ‚sei

kein Spaßverderber, sondern sieh Dir die kostbare Figur an. Rede ihr zu, denn Israel scheut die Taufe und verzichtet, wie es scheint, auf die seligmachenden Kleider.'

„Graf Wolf antworte gar nichts, er rief nur mit kräftiger Stimme dem Hunde und das Thier, das seine Stimme kannte, schwamm eilig dem Ufer zu. ‚Es war ein erbärmlicher Spaß,' zürnte er, ‚Du bist Deinem Hofmeister noch lange nicht entwachsen.' Ich wagte nicht das riesige Thier anzufassen; während die jungen Herren lachend davon gingen, nestelte Graf Wolf selbst den Rock von dem Kopf des Hundes und band das durchnäßte Beutelchen los.

„Zählen Sie nach, ob etwas fehlt," sagte er, „ich will nicht, daß Sie irgendwie Schaden erdulden."

„Es fehlte kein Pfennig. Als ich dem Grafen gedankt hatte und meinen Rock wieder anziehen wollte, fiel der Ovid heraus. Der Deckel des Einbands war abgerissen und das Titelblatt lag oben auf.

Der Graf las es mit grenzenlosem Erstaunen, er musterte bald das Buch, bald meine dürftige Gestalt.

„Ist dies Buch das Ihre?" forschte er. Ich bejahte und er fragte mit derselben Verwunderung: „Wer in aller Welt sind Sie denn, oder was sind Sie gewesen?"

Diese Mahnung an eine längst abgeschlossene Vergangenheit trieb mir die Thränen in die Augen; ich erzählte ihm kurz wie ich das geworden, was ich nun war, woher ich kam und wohin ich ging und er hörte mir mit sichtlicher Theilnahme zu.

„Und Sie wollen nun Schreiber bleiben?“ fragte er.

„Ich muß, Herr Graf,“ erwiderte ich, „zum Studiren habe ich kein Geld, des Vaters Segen reicht eben aus, daß es für die Mutter langt.“

Da lachte er, daß man die weißen Zähne sah. „Wer weiß,“ meinte er, „vielleicht doch noch weiter. Geben Sie mir Ihre Adresse und Nachweise, wo ich Erkundigungen über Sie einziehen kann; vielleicht hat der kleine Schrecken gute Folgen für Sie.“

„Acht Tage später, nachdem er sich über meine früheren Verhältnisse genau informirt hatte, kam der junge Herr Graf, der damals selbst noch studirte, nach Buchwaldau. Er hatte ein reiches mütterliches Vermögen zu erwarten, und wenn es auch noch nicht in seinen Händen war, da sein Vater noch die Nutznießung besaß, so eröffnete er mir auf diese Sicherheit hin doch einen Credit, der mich in den Stand setzte, die Schule wieder zu besuchen und zu studiren.

„Wie habe ich gearbeitet, Herr Lenz, mit welcher Freude und mit welchem Eifer! Er hatte Recht gehabt, des Vaters Segen reichte weiter, als nur, um mir und der Mutter das kümmerliche Sorgenbrod zu geben. Der Herr Graf ließ sich regelmäßig meine Zeugnisse vorlegen, unterstützte die Mutter und machte nur die eine Bedingung, daß über die Sache nicht gesprochen werde.

„Begreifen Sie nun, Herr Lenz, weshalb ich ihm ergeben bin mit Blut und Leben, daß ich Alles, was ich besitze als ein Geschenk aus seiner Hand betrachte, daß ich mich scheue, ihn zu verletzen und wäre es auch nur in einer Schwäche? Der erste Proceß, den ich zu führen hatte und den ich gewann, war für ihn, als das Testament seines Vaters ihm den Besitz der mütterlichen Güter absprach.“

„Also damals, im eignen Interesse hat er doch einen kleinen Scandal nicht gescheut,“ unterbrach der Maler sarkastisch die Erzählung.

„O, freilich Herr Lenz, und daß ich diesen Scandal umging, gerade das hat mir sein Vertrauen erworben. Ich nahm an, daß der Verstorbene im guten Glauben gehandelt, daß er nur in Unkenntniß der Sachlage seine Verfügungen getroffen habe, indem ihm die vorhandenen

Bestimmungen über das Heirathsgut seiner ersten Frau falsch interpretirt waren. Der Proceß wurde so ohne alle Erbitterung geführt, daß die Brüder ruhig miteinander verkehrten, so lange er schwebte, und daß der Oberjägermeister dankend das großmüthige Geschenk annehmen konnte, welches der ältere Bruder ihm zuwandte. Graf Wolf wußte es sehr wohl, daß seine Stiefmutter und der Oberjägermeister den feinen Plan geschmiedet hatten, ihn zu enterben; die Beweise lagen in seiner Hand. Aber die Welt hat nichts davon erfahren, für sie war es kein Proceß, sondern nur eine nochmalige gründliche Untersuchung der vorhandenen Contracte und Bestimmungen, der sie mit großem aber unbefangenem Interesse folgen durfte. Niemals hat Graf Wolf die Schäden seiner Familie blosgelegt, immer hat er großmüthig geholfen, immer zugedeckt, immer gesorgt, daß der Name in Ehren blieb. Er bezahlte des Oberjägermeisters Schulden, ehe derselbe heirathete; er hat später, obwohl er ein eignes Kind besitzt, Graf Herbert großmüthig unterstützt und ihm über bedeutende Verlegenheiten hinweggeholfen — Alles um des Namens willen, der ihr gemeinsames Gut ist. Denn Geistes- oder Herzensverwandtschaft giebt es nicht zwischen diesen Menschen, auch nicht die entfern-

teste, das kann ich Sie versichern. Er hat gewiß keine Sympathieen für seinen Neffen, allein wo die Familienehre angegriffen wird, steht er zu ihm, so lange es noch etwas zu vertheidigen giebt."

„Werden Sie aber in diesem Falle nicht verstoßen," fragte Richard, und es klang eine leichte Empfindlichkeit aus seinem Ton, „wenn Sie meine kleine Veronica unter Ihrem Dache behalten."

Der alte Mann erhob sich mit Lebhaftigkeit. „Wenn Sie das fürchten, nach dem, was ich Ihnen erzählte, so haben Sie weder den Charakter des Grafen, noch die Art meiner Dankbarkeit gegen ihn begriffen. Gesetzt, Graf Herbert wäre schuldig — eine Ansicht, die ich aber, ich wiederhole das, durchaus nicht theile — so könnte es nichts Wohlthuenderes für den ältern Wangerloh geben, als dies Unrecht in jeder Weise vergütet zu sehn. Gegen unerwiesene Verdachtsgründe würde er sich sträuben, bis auf's Aeußerste, nur der Gewißheit würde er sich beugen und dann nicht kleinlich grollen über eine schmerzliche Niederlage, sondern edelmüthig jede Genugthuung bieten, die er im Stande ist zu gewähren."

Damit hatte die Unterredung ein Ende, von der der junge Mann sich so viel Rath und Hülfe versprochen

hatte. Er war wieder allein auf sich selbst angewiesen, auf den Verdacht, den Niemand theilen wollte und den er gleich wohl nicht los werden konnte. Das aber begriff er, daß am sichersten sich nachforschen ließ unter der Maske völliger Unbefangenheit und Unkenntniß und er ging deshalb bereitwillig auf Rubens Rath ein, die kleine Veronica als das hinterbliebene Kind einer englischen Dame auszugeben, die mit Esther befreundet gewesen und Magdalena's Tod wenigstens so lange geheim zu halten, bis Richard in London das Terrain persönlich recognoscirt haben würde.

Darüber waren nun schon Wochen vergangen, das kleine Mädchen, welches keine Ahnung von den Stürmen hatte, die ihr junges Dasein heraufbeschwor, begann heimisch zu werden im Hause des Rechtsanwalts und man sah voll Spannung Richards Rückkehr entgegen.

Seine in Deutschland begonnenen Nachforschungen hatten keinerlei Resultat ergeben — kein Brief, kein Bild, kein Erinnerungszeichen, das den Spender verrathen hätte, fand sich unter Magdalena's bescheidenem Nachlaß; nur eine beträchtliche Summe in englischem Gold.

Der Arzt, der sie in London behandelt, und durch welchen Esther sie hatte kennen lernen, war die erste

Quelle, an welche der junge Künstler sich wandte, allein sie war nicht ausgiebig. Der Doctor war nur in zwei Fällen bei Magdalena gewesen, einmal wegen des Kindes, das zweite Mal für sie selbst und stets in derselben Wohnung.

Das Häuschen in der Vorstadt wurde aufgesucht; die Wohnung stand noch leer. Richards Herz krampfte sich zusammen in einem unbeschreiblichen Gefühl von Mitleid und Weh, als er die Räume betrat, in denen sie gelebt hatte. Die nackten Wände starrten ihm entgegen, wie ein Bild ihrer freudlosen Tage, ohne Schmuck, ohne Glanz, ohne Sonne. Die Möbel waren hinweggeschafft — auf dem Fensterbrett standen ein paar verdorrte Blattpflanzen — verschmachtet, wie sie.

Ein schwerer Seufzer rang sich los aus des jungen Mannes beklemmter Brust, er kämpfte mit Macht aufsteigende Thränen nieder, die ihm die Augen verdunkeln wollten.

Der Hausbesitzer wußte wenig von Magdalena's Verhältnissen, er war eine unfreundliche Persönlichkeit, die sich jedes Wort abfragen ließ und nur nothdürftig Auskunft gab. Er erzählte, daß Mrs. Wangen vor fast einem Jahre mit ihrem Kinde bei ihm eingezogen

sei und daß er nicht wisse, wo sie vor dieser Zeit gelebt habe. Das Quartier sei von einem feinen Herrn für sie gemiethet, der sie im Laufe der Zeit, wenn auch mit wochenlangen Unterbrechungen, besucht habe, so daß Zweifel darüber obwalteten, ob er ihr Mann, oder nur ihr Geliebter gewesen sei. Andern Besuch habe die Dame nicht empfangen, sagte der Berichterstatter, auch sei sie, so viel ihm bekannt geworden, nie zu Jemand gegangen; sie habe einzig und allein für ihr Kind gelebt.

Eine lange Reihe trüber Tage zog vor Richards innrem Blick vorüber; er sah es, wie das Lächeln von Magdalena's Lippen schwand und die Hoffnung aus ihrem Herzen; sah, wie sie jeden Lichtschimmer und jeden Freudenstrahl festzuhalten strebte und wie es dennoch dunkel wurde und still.

„Würden Sie den Herrn wiedererkennen?" hatte er darauf gefragt, indem er eine Photographie hervorzog, die er sich zu verschaffen gewußt hatte.

Der Mann sah ihn mißtrauisch an. „Nein Sir; der Herr hielt sich bei uns nicht auf, kam meist des Abends und ging rasch hinauf. Die vornehmen und geschniegelten Herren sehen einander alle so ziemlich gleich aus, und ich bin ein stiller ruhiger Mann und habe

nicht gern etwas mit den Gerichten zu thun, wenn ich nichts zu fordern habe."

„Darauf würde es nicht ankommen," fiel Richard ungeduldig ein, „sondern ob Sie ihn erkennen oder nicht."

„Ich sagte es Ihnen ja, erwiderte der Mann mürrisch. „Ich weiß nur, daß er groß und dunkel war, wie viele Andere auch, sonst nichts."

„Die Dame ist todt," begann der Maler nach einer Pause und stimmte seinen Ton zu einer unbefangenen Höflichkeit. „Es würde für ihre Angehörigen ein Trost lein, etwas über ihren letzten Aufenthalt zu erfahren, da sie krank bei uns ankam, um selbst noch Mittheilungen machen zu können. Lebte sie in guten Verhältnissen?"

„Das ist schwer zu sagen, Sir. Es schien einfach herzugehn bei ihr und sie hat mich lange genug auf den Miethzins warten lassen, ehe sie ihn bezahlt, so lange, daß ich schon glaubte, ich hätte ein schlechtes Geschäft mit ihr gemacht. Aber dann faßte sie plötzlich den Entschluß abzureisen und da zeigte es sich, daß sie doch Geld hatte. Es wurde Alles glatt gemacht, ich habe ihr noch die Passage auf dem Dampfer besorgt, mit dem Miethverleiher abgerechnet, der die Wohnung möblirt hatte, und das Alles nicht zu meinem Schaden,

wie ich sagen muß. Sie war schon damals zu krank, oder vielleicht auch zu unlustig, um für Alles zu sorgen, und da es sich herausstellte, daß sie Geld genug hatte, konnte sie ja auch Andere damit beauftragen.

Richard dachte daran, wie schwer ihr das Herz gewesen sein möge, wie bang und verzweifelt, als sie Alles hinter sich ließ und entfloh. „Hatte sie keine Dienerin, die man aufsuchen kann?“ fragte er.

„O ja Sir; sie war ein keckes, dreistes Ding, aber gutmüthig. Aufsuchen können Sie sie aber nicht, denn sie ist vor acht Tagen mit einer andern Herrschaft nach dem Continent gereist; sie war hier, um Lebewohl zu sagen.“

„Aber ihren Namen werden Sie doch kennen?“

„Sie heißt Miß Susanna Flintch, allein ich kann Ihnen nicht mittheilen, woher sie ist. Wünschen Sie sonst noch etwas zu wissen?“ fragte er nach einer Pause, während welcher Richard, in Nachdenken verloren, geschwiegen hatte.

„Nein, nein,“ entgegnete der Maler, emporfahrend, „ich danke Ihnen, Sir.“

Seine Nachforschungen waren vergeblich gewesen, er hatte nichts gefunden, als den Ort, den er Jahrelang

so ängstlich gesucht hatte, aber keinen Zeugen ihres Lebens. Einen letzten Blick noch warf er auf die verlassene Stätte, die seine Phantasie sich stets im Glanze der Liebe und des Glückes gemalt hatte, dann bestieg er seinen Wagen, um nach der Pfarrkirche zu fahren, von welcher Magdalena's Trauschein ausgestellt war. Er wollte den Ort sehen, wo sie voll seliger Hoffnung ihr kindliches Herz dem geboten, der es zerbrochen hatte.

Es war um die Mittagsstunde, die Sonne schien trotz des Wintertags hell durch die hohen Kirchenfenster und der Zufall wollte es, daß eine Trauung stattfand. Es war nur eine kleine Hochzeitgesellschaft, aber die junge, froh bewegte Braut wurde von ihrem Vater dem Gatten in die Arme gelegt; sie that den verhängnißvollen Schritt von frommen Wünschen geleitet.

Hier hatte auch Magdalena gekniet; wie demuthvoll und wie muthig mußte sie gewesen sein, als sie allein hierher kam, nur mit ihrem Herzen voll gläubiger Liebe und ohne einen andern Zeugen, als Gott im Himmel! Würde er eintreten für sie, würde er reden, wenn jede andere Stimme schwieg?

Als die kleine glückliche Gesellschaft sich entfernt hatte, ließ sich Richard durch den Kirchendiener bei dem

Geistlichen melden, der sich noch in der Sacristei befand. Er zeigte den Trauschein vor, bat, ihn mit dem Kirchenregister zu vergleichen und äußerte die Besorgniß, daß seiner Zeit eine Namensfälschung stattgefunden habe, eine Bemerkung, die der Vicar kopfschüttelnd zurückwies, da eine Trauung ohne genügende Legitimation nicht zulässig sei. Er selbst hatte sie nicht vollzogen, sein Vorgänger im Amte war seit zwei Jahren todt und die Namen im Trauungsregister waren nicht von der Hand der Neuvermählten eingetragen. Allein Datum wie Namen waren übereinstimmend mit dem Schein, den Richard präsentirte, es konnte kein gesetzlicheres und ordnungsmäßigeres Document geben, als dieses.

Entmuthigt ging er von dannen. Die Letzten, die er zu vernehmen hatte, waren Herberts Diener. Nachdem er die leicht zu ermittelnde Wohnung des früheren Attachés gefunden hatte, war in derselben auch der jetzige Aufenthalt seiner vormaligen Diener leicht erkundet.

Er hütete sich den Grafen leicht zu compromittiren, er fragte nur, ob eine Dame, eine junge Wittwe mit ihrem Kinde, die als Deutsche der Fürsorge ihres ehemaligen Herrn empfohlen gewesen und sich Mrs. Wangen

nenne, ihnen bekannt geworden sei und ob sie vielleicht die frühere Wohnung derselben bezeichnen könnten.

Die Leute verneinten; der kleine lustige Groom ließ sich eine Personalbeschreibung der Dame geben, allein sie paßte auf Keine, die er kannte. Richard nannte die Vorstadt, wo Magdalena zuletzt gewohnt hatte, der Kutscher betonte, daß er seinen Herrn dort niemals hingefahren habe.

Müde und entmuthigt, aber ohne seinen Verdacht fahren zu lassen, kehrte Richard zurück, aber nicht nach dem lachenden Wien, nicht in sein Atelier und seine improvisirte Häuslichkeit sondern in die deutsche Kreisstadt, wo in dem Hause des jüdischen Anwalts Magdalena's verlassenes Kind eine so gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Als er um die Nachmittagstunde am Tage seiner Ankunft sich in Rubens Hause melden ließ, sagte ihm die Dienerin, daß Fräulein Esther einen nothwendigen Ausgang mache, daß aber die kleine Veronika mit der Wärterin sich in des Fräuleins Zimmer befinde.

Er öffnete sacht die Thür, um die Kleine in ihrem Spiel zu überraschen und der dicke Teppich dämpfte seinen Schritt. Er würde geglaubt haben, das Zimmer

sei leer, wenn der große Spiegel, der der Thür gegenüber hing, nicht ein Bild zurückgestrahlt hätte, das gleicherweise sein Gemüth wie sein künstlerisches Auge entzückte.

Tief in einen großen Sessel geschmiegt dessen hohe Rücklehne ihm zugekehrt war, saß ein junges Mädchen, mit einem schlafenden Kinde auf dem Schoß. Sie war schwarzhaarig, von einer südlichen Schönheit und die dunklen Augen ruhten auf der kleinen Schläferin mit einem zärtlichen Ausdruck, der ihrer jungfräulichen Erscheinung den rührenden Reiz der Mütterlichkeit hinzufügte.

Ihre Blicke begegneten den seinen im Spiegel, als er sie staunend und bewundernd einige Augenblicke betrachtet hatte und er sah noch, wie ihr der Schrecken das Blut in die zarten Wangen trieb und wie die schönen Augen in feurigem Glanze aufstrahlten. Im nächsten Augenblick war er an ihrer Seite, während sie regungslos in ihrer Stellung verharrte. Alles Leben concentrirte sich in ihrem Gesicht, in dem Ausdruck wonniger Ueberraschung und unverhehlter Liebe, die nur durch die Sorge, ihn zu verscheuchen in Schranken gehalten wurde. Sie hatte es noch immer nicht über-

wunden, daß er aus Venedig sich entfernt hatte, ohne sie wiederzusehn, hatte es nicht vergessen, wie abweisend er sich gezeigt in den kurzen und seltenen Briefen, die er ihrem Vater geschrieben, und wie deutlich er hervortreten ließ, daß er vergessen sein wollte.

„Das Schicksal führt uns zusammen, nicht Sie, nicht ich habe diese Begegnung gesucht," sagte sie fast ängstlich, „wir glaubten Sie ja so fern. Aber nun es so gekommen ist ohne unser Zuthun, nun seien Sie gut, Signor Riccardo, wie in früheren Tagen; gehen Sie nicht fort und heißen Sie auch mich nicht gehen, ohne daß ich Ihnen sagen darf, wie tief ich mit Ihnen gelitten habe. Ich wandte ihr einst in kindischem Groll den Rücken, der schönen blonden Madonna, vergeben Sie es mir und glauben Sie, daß ich heiß gebetet habe seitdem, Sie möchten sie wiederfinden und in ihrem Glücke selbst glücklich sein."

„Theresa — meine gnädigste Comteß," sagte er herzlich und küßte die kleine Hand, die leise zitternd in der seinen lag, „wie sollte ich nicht dankbar sein für eine Theilnahme, die meinem Leben so treu gefolgt ist."

„Hat keine Bemühung je zu einem Resultate ge-

führt?“ fragte sie schüchtern, „ist sie Ihnen noch immer verloren?“

„Noch immer,“ wiederholte er, der letzten Tage gedenkend. Er beugte sich, um seine Bewegung zu bekämpfen über das kleine Mädchen, dessen Gesichtchen ihn so lebhaft an Magdalena erinnerte — würden ihre unbehüteten Schritte sie zu besserm Loose führen? das alte nagende Leid erhob seine Stimme, es nannte anklagend den Namen, den auch Theresa jetzt führte und als er das Haupt wieder emporhob, hatte das ungerechte Gefühl der Abneigung, welches Alles umfaßte, was zu Herbert und seiner Familie gehörte, den weichen Zug aus seinem Angesicht verwischt und er schaute fast fremd auf die junge Comteß herab.

„Fräulein Esther ist nicht hier,“ sagte er umhersehend, „wird Ihnen das Kind nicht lästig? Erlauben Sie, daß ich die Wärterin rufe.“

Sie hielt ihn zurück indem sie die Hand auf seinen Arm legte. „Ach thun Sie es nicht,“ bat sie, „ich habe es so gern und Fräulein Esther hat es mir anvertraut. Setzen Sie sich zu mir, Signor, geben Sie mir das Gefühl, daß wir die alten guten Freunde sind — sein Sie nicht so unbeschreiblich fremd, wo in

mir doch Alles lebt vor Freude. Ich möchte so gern bestehen vor Ihnen, aber Sie dürfen meine Ungeduld nicht reizen — nicht zu sehr, Signor Riccardo!“

Ihre ungekünstelte Natürlichkeit riß ihn wider Willen hin, und auf seinem ernsten Gesicht erschien ein warmes Lächeln. „Sind Sie das noch?“ fragte er, „ich glaubte, das hätte die Welt bereits von Ihnen abgeschliffen.“

„Und doch bin ich es noch oft und oft; wenn ich mich jetzt nicht rühre, nicht einmal die Fußspitze, so hält mich die Furcht im Zügel, daß ich das Kind erwecke, das liebe kleine Kind, das so süß schläft.“

Sie sah es zärtlich an, mit mädchenhaftem Entzücken und es schien ihm, als sei sie schöner geworden in der Zeit, da er sie nicht gesehn hatte. Aber wie in früheren Tagen verwahrte er sich fast mit Trotz gegen jede Wahrnehmung, die zu ihren Gunsten sprach. Er hatte immer eifersüchtig über den Schatz von Liebe und Bewunderung gewacht, der in seinem Herzen für Magdalena ruhte und er that es noch heute, obgleich Theresa nicht mehr in kindischem Verlangen sich neben sie stellte.

Er willfahrte ihr, trug einen Stuhl herbei und ließ sich an ihrer Seite nieder. Der Kamin, vor dem sie saßen, strömte eine behagliche Wärme aus und der große Spiegel darüber warf das trauliche Bild zurück, das sie beide vereint mit dem Kinde abgaben. Eine sehnsuchtsvolle Erinnerung zog durch sein Gemüth — so hatte er früher die eigne Häuslichkeit geträumt, ein freundliches Heim, ein liebes Weib an seiner Seite und auf ihren Knieen ein Kind! Aber die Erinnerung war geweckt nur durch ein Bild, nicht durch ein Verlangen — und er gab ihr nicht lange Raum.

„Ich wußte nicht, daß Sie so bekannt mit Fräulein Esther sind, um auf ein Wiedersehn mit Ihnen in diesem Hause rechnen zu können; wie kommt es nur, daß Sie, als Gast, allein hier in der Wohnung sind?“

„Ich bin ganz unangemeldet mit Papa in die Stadt gekommen,“ erwiderte sie, „und ich beabsichtigte, während er eine Conferenz mit Herrn Ruben hat, einen Besuch bei Fräulein Esther. Sie war gerade im Begriff, eine durchreisende Freundin auf dem Bahnhofe zu begrüßen und ich duldete natürlich nicht, daß sie diesen Vorsatz aufgab. Das Kind, welches ich hier neulich zum ersten Mal antraf, hat mich hauptsächlich gelockt,

und ich habe, während Fräulein Esther fort ist, es in den Schlaf gespielt. Es ist so lieb, so lieb," fügte sie zärtlich hinzu, „und wann hätte ich im Kloster, oder bei Tante Lorenza je mit kleinen Kindern spielen können!"

Die Wärme ihres Gefühls hatte etwas Wohlthuendes für ihn, allein das Mißtrauen beschlich ihn daß Ruben sein Versprechen hinsichtlich der Herkunft des Kindes gebrochen habe, und daß Theresa's Zärtlichkeit eine kleine Berechnung zum Grunde liegen könne. „Das kleine Mädchen weiß Ihre Güte noch nicht zu würdigen," sagte er, „aber ihre Angehörigen müssen Ihnen dafür dankbar sein."

„Angehörige?" — sagte sie plötzlich ernst werdend, „wissen Sie das nicht? Das Kind hat Niemand auf der Welt, an den es ein Anrecht hätte. Ach, und es ist so traurig, keine Mutter zu haben!" Sie strich sanft über das blonde Lockenhaar — „ich wollte, Fräulein Esther schenkte es mir, ich würde es sehr lieb haben!"

„Sind Sie allein des Kindes wegen in die Stadt gekommen?" fragte er mit Interesse.

Wieder schimmerte durch die bräunliche Sammet-

haut ihres schönen Gesichts verrätherisch das leicht bewegliche Blut. „Ich kann nicht lügen, Signor," sagte sie treuherzig, „vor Ihnen niemals. Es war nicht das Kind allein, was mich herzog, es war mehr noch der Wunsch, etwas von Ihnen zu hören."

„Vor drei Wochen, als Fräulein Esther aus England zurückgekehrt war, nahm Papa, als er eine Besprechung mit ihrem Vater hatte, mich mit hierher, und sie zeigte mir das schöne Kind, das sie als Vermächtniß einer verstorbenen Freundin mitgebracht hat. Es ist wunderbar, welche Sympathie die Kleine für mich faßte, vielleicht weil ein instinctives Gefühl ihr sagt, daß wir zusammen gehören, da auch ich keine Mutter hatte. Aus des Kindes Munde hörte ich zuerst Ihren Namen. ‚Onkel Richard!' sagte das kleine Mädchen, ach, und ich erfuhr, daß Sie es waren, daß Sie in dieser Stadt lebten und täglich in dem Hause sein und ausgingen! Signor Riccardo, wie konnten Sie uns so nahe sein, ohne uns aufzusuchen, wo ich doch Ihrer gedacht habe jeden Tag! Ich kam eine Stunde später als Sie abgereist waren, nur eine einzige kurze Stunde und doch schied sie uns wieder so weit! Sie waren hier gewesen so manchen Tag; hatten mit Fräulein

Esther geplaudert und mit dem fremden Kinde gespielt und mich — mich hatten Sie vergessen! Ich war so unmuthig, nicht sanft und gut, wie die Frauen, die Sie lieben; ich war noch einmal wieder die Satanella früherer Tage und weinte kindische Thränen aus Zorn und Schmerz."

Er lächelte ein wenig. „Und dann tröfteten Sie sich; auch wie in früheren Tagen," sagte er.

„Nein, anders. Ich sagte mir, daß Sie sehr, sehr unglücklich gewesen sind, daß Sie noch immer leiden und daß die wahre Freundschaft geduldig und beharrlich sein muß."

Es war noch immer die starke, trotzige Liebe in ihr, wenn auch das entwickelte weibliche Gefühl sie mit einem weichern Schimmer übergoß und sie pochte mit seltsamem Klang an sein widerstrebendes Herz.

„Ich danke Ihnen," sagte er einfach; „ich bin so treuen Gedenkens nicht immer werth gewesen, denn es hat Zeiten gegeben, wo ich voll Selbstsucht Alles vergaß, außer dem eignen Geschick, und daher rührt es, daß ich so gar nichts von mir hören ließ. Aber immerhin habe ich Ihnen eine so warme Freundschaft bewahrt, daß der Wechsel Ihrer Verhältnisse, nicht

allein der äußern, die ja nur eine angenehme Zugabe sind, sondern der innern, die der Tochter zum Vater, mich herzlich erfreut hat. Niemals gedachte ich Ihrer, ohne mir vorzustellen, wie glücklich Sie sein müssen."

„Sie gedachten also doch meiner," sagte sie mit einem hellen Aufblitzen der schönen Augen — „wie mich das freut!"

„Ja zuweilen," erwiderte er, „aber ich dachte dann an eine junge vielumworbene Dame in der vornehmen Welt, an des Grafen Wangerloh einziges Kind, umgeben von Glanz und Ueppigkeit und ich finde mein kleines Klosterfräulein, das wohl schöner und ein klein wenig ruhiger geworden ist, aber noch immer Theresa!"

Sie fuhr mit einer so lebhaften Bewegung empor, daß das Kind fast davon erwacht wäre, denn es gab einen unruhigen Laut von sich und das junge Mädchen rief leise, mit froh bewegter Stimme: „Das ist das erste wirklich gute Wort, welches Sie mir sagen, Signor Riccardo, denn ich mag nichts anderes sein und werden, als Theresa, die aus alten Zeiten her ein Anrecht auf Ihre Freundschaft geltend macht. Und nun Sie mit dem lieben, vertrauten Namen den Bann des Fremdseins gelöst haben, nun lassen Sie mich auch wissen,

was Sie so fern von uns gehalten hat, die Jahre hindurch."

„Das Unglück," sagte er kurz.

„Und gehörten wir in schlimmen Tagen weniger zu Ihnen, als in guten," sagte sie vorwurfsvoll, „oder war es die verdiente Strafe, daß ich einst voll Trotz und Unverstand mich auflehnen wollte gegen das, was Sie als ein Glück ersehnten? Ich bin kein Kind mehr; ich habe es einsehen gelernt, wie wenig der Mensch Herr eines Schicksals ist, wie bei aller scheinbaren Freiheit der Selbstbestimmung wir doch an unsichtbaren Fäden geleitet werden und wie das Einzige, was uns selbst überlassen bleibt, die Art und Weise ist, wie wir Glück oder Unglück tragen."

„Sie haben Recht," sagte er; „es war nicht allein das Unglück, es lag auch Anderes trennend zwischen uns."

Die dunklen Augen blickten ihn forschend an und er fuhr, die stumme Frage beantwortend fort: „Sie wissen daß und wie Magdalena verschwand; daß wir sie suchten mit der steten Furcht, ihr Glück würde von kurzer Dauer sein. Diese Sorge war so natürlich, denn es lag wenig Vertrauenerweckendes in der Art, wie sie

abgesperrt ward von Allem, was ihr einst hülfreich und gut war. Was hätte ihr Mann zu fürchten gehabt von uns beiden Brüdern? Einwände oder Hindernisse konnten ihm doch nur aus den eignen Verhältnissen erwachsen, wir mußten ein Interesse daran haben, Magdalena förderlich zu sein, nachdem der unwiderrufliche Schritt einmal geschehen war. Diese andauernde und unbegründete Heimlichkeit auch vor uns, läßt den Verdacht aufkommen, daß der Mann, dem sie so blindlings vertraute, nicht redlich war in seinen Absichten und Handlungen, und mein Argwohn sucht ihn noch heute in Kreisen, die ihnen sehr nahe stehen, meine gnädigste Comteß."

„Und deshalb mieden Sie uns?" fragte sie, in treuherziger Verwunderung die Hände faltend.

Er schämte sich seiner Ungerechtigkeit; „ich mied die Sphäre in der Sie leben, eine Sphäre, wo so viel Trug und Treulosigkeit heimisch ist, wo der gleißende Schimmer der Höhen so viel Untiefen verdeckt. Im Hause des Oberjägermeisters ist Magdalena schlecht behütet und schonungslos gerichtet — von dorther hat man versucht ihrer Ehre das Todesurtheil zu sprechen. Sie können nicht erwarten, daß mich angenehme Ge-

danken beherrschen, wenn ich diesen Namen höre, der jetzt auch der Ihrige ist, daß ich gelassen Hohnlächeln und Achselzucken ertragen soll, währenddem ich schweigen und warten muß."

Sie stand auf, legte vorsichtig das schlafende Kind auf ein Sopha nieder, daß es nicht erwache und trat zu ihm. „Warten Sie denn," sagte sie herzlich, „lassen Sie sich nicht beirren; nicht in Ihrem Recht, aber auch nicht in Ihrer Gerechtigkeit. Vielleicht ist der Tag nahe, wo sie wiederkehrt, frei und glücklich!"

Er machte eine abweisende Handbewegung; das Gefühl übermannte ihn, daß Furcht und Hoffen längst an ihrem Grabe stillgestanden hatten.

„Nein, nein," rief er ungeduldig, — „das ist vorüber und ich will kein Mitleid mehr, ich will nur noch Genugthuung."

„Wissen Sie denn etwas von ihrem Schicksal?" rief sie erschrocken, „haben Sie sie gefunden?"

Er entzog sich fast gereizt ihrem forschenden Blicke „Ich kann mich darüber nicht aussprechen, Comteß, aber Sie sehen mich gerüstet auf heißen Kampf, auf einen Kampf, wo Namen und Ehre eines alten Geschlechts der Einsatz sein wird. Neben so bittern, feind-

seligen Gefühlen die mich beherrschen — Sie sehen es — finden freundliche und harmlose Erinnerungen keinen Raum mehr."

Sie trat langsam von ihm zurück und sah ihn einige Secunden traurig und unverwandt an; aber dann strahlten ihre schönen Augen wieder in lebhaftem Feuer, der Glaube an sich selbst und die Alles bezwingende Macht ihrer Liebe verließ sie nicht. „Sie möchten das Band zerreißen, das uns verbindet," sagte sie mit einem Anflug des alten Trotzes, „aber ich dulde es nicht. Die Liebe, sagt man, überwinde selbst den Tod; sollte sie nicht die Feindschaft bezwingen die ein Menschenherz aufbauen möchte ohne Grund?"

Ein Gefühl von Beschämung ergriff ihn, dieser unwandelbaren Liebe gegenüber — „so erklären Sie mir alles Ernstes einen Kampf?" sagte er, gewaltsam zu einem Scherze sich zwingend.

Doch sie blieb ernst. „Ja, einen Kampf," erwiderte sie leuchtenden Blickes, „aber darnach den Frieden — schönen, unzerstörbaren Frieden!"

# Zweites Capitel.

Die letzten Bauhandwerker und Decorateure hatten das gräflich Wangerloh'sche Palais in der Residenz verlassen; dem stattlichen Gebäude war ein neues glänzendes Kleid und ein kostbarer Schmuck angelegt, denn Graf Herbert rüstete zur Hochzeit.

Es war ein gewaltiger Umschwung in seinen Verhältnissen eingetreten, weitgreifender, als die Welt es ahnte und es galt jetzt, die neuen Zustände zu stützen und zu befestigen.

Tannensee war geräumt und Graf Wolf zurückgegeben, die Schulden des Oberjägermeisters bezahlt und das prachtvolle Haus in den Besitz seines Sohnes übergegangen. Er hatte den Staatsdienst auf Wunsch seiner

Braut quittirt; ihre weitläuftigen Besitzungen bedurften eines überwachenden Auges und Herbert war bemüht, sich ihren Wünschen gefällig zu erweisen. Denn sie war eine eigenwillige, verwöhnte junge Dame, von Kindheit an gewohnt, ihren Willen als maßgebend im Familienkreise zu betrachten und jetzt gesonnen, ihr junges Leben an der Seite ihres Gemahls, unbeeinträchtigt durch Arbeiten oder Berufspflichten in unbeschränkter Freiheit zu genießen. Sie liebte ihn mit der Heftigkeit eines launenhaften Gemüths, es war mehr Eigensinn als Treue in der Weigerung gewesen, die sie allen Bewerbungen entgegengesetzt hatte, bis Herbert seine häufigen aber doppelsinnigen Andeutungen endlich in einem klaren Antrage formulirte und ihr Jawort erhielt. Es war seiner immer fertigen Ueberredungskunst gelungen, ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß sie es gewesen sei, die durch Launen und Capricen die Entscheidung seiner Wünsche so lange hinausgezögert habe und sie fand darin keinen geringen Kitzel für ihre Eitelkeit. Einen Verdacht, daß ihr Verlobter einst eine Neigung für die schöne Erzieherin seiner Schwester gefühlt, hatte er ja bei Niemand aufkommen lassen und das Gerücht, daß er sich um Theresa beworben, hatte

kaum den Weg zu seiner jetzigen Braut gefunden, als sein Liebesgeständniß es auch schon widerlegte.

Es hatte sich als ein großer Vortheil für ihn erwiesen, daß er ihr Jawort empfangen, noch ehe seines Vaters Tod bekannt geworden war, daß er im gefährlichsten Moment unter dem Vorwande, seiner Mutter einen Trost zuzuführen, öffentlich mit dieser Verlobung hervortreten und damit den drohenden Ruin aufhalten konnte. Es war eine wilde Jagd gewesen, dem Drängen der Gläubiger zu entkommen; Ruf und Stellung war gefährdet, so Manches hatte er verloren auf der verzweifelten Flucht, was theure Güter für des Mannes Ehre sind, und seinem Vater hatte sie den Tod gebracht.

Aber er selbst, er wollte nicht sterben, noch nicht, dazu war noch immer Zeit. Er schloß die Augen und wagte einen kühnen Sprung hinüber über einen jähen, entsetzlichen Abgrund — er gelang, und seine Verfolger standen jenseits und schauten ihm betroffen nach. Einen Moment dehnte seine Brust sich weit in dem Gefühle der erlangten Freiheit, ihn beherrschte vollständig die eine Empfindung, daß er Grund und Boden unter den Füßen fühle. Aber dann blickte er um sich. Mit Schaudern erkannte er, daß eine neue Gefahr ihm

drohe — der verzweifelte Sprung hatte ihn auf eine schwindelnde Felswand geführt von wo es kaum ein Entrinnen gab. Strauchelte hier sein Fuß, so mußte er zerschmettern; jedes Schwanken, jedes Zittern schon brachte den Tod — deshalb kühn und vorsichtig hinab, hinab.

Vergleichbar den waghalsigen Jägern, denen Angesichts so grausigen Todes das Haar gebleicht ist in kurzen Stunden, lag eine Zeitlang seine Seele wie erstarrt. Er war geistig und körperlich ein völlig Anderer und doch war es in ihm so klar, so unerbittlich klar! Eines mußte unterliegen; entweder das Weib, das ihm gefolgt war in zärtlicher Treue, oder der Glanz seiner Stellung, der Schein seiner Ehre und der süße Genuß. Und er schwankte nicht.

Wohl war es ein gefährlicher Weg, der abwärts führte, der Angstschweiß trat ihm auf die sonst so eherne Stirn und manchmal befiel ihn die Furcht, sein Fuß könne gleiten und er müsse hinabstürzen. Er hatte Alles so wohl berechnet, nur nicht seine eigne Kraft. Er hatte die Umstände richtig erwogen, Magdalena's Widerstand nicht unterschätzt, allein es gab

Augenblicke, wo er seiner eignen verbrecherischen Frechheit nicht sicher zu sein glaubte.

Es war ihm lieb, daß er jetzt mit seinem Onkel auf so fremdem, innerlich gespanntem Fuße lebte. Die Demüthigung, die Graf Wolf ihn empfinden ließ, als er bravirend gezeigt hatte, daß die Wahl einer Gattin nur eine Finanz-, keine Herzensfrage für ihn sei, war gering gegen die Erleichterung, durch diesen Zwiespalt dem forschenden Blicke eines Mannes entrückt zu sein, der denselben geschärft hatte in einem langen, bewegten Leben.

Die Umstände waren ihm auch sonst günstig. Man schob seine Zurückgezogenheit, sein finsteres Wesen auf den plötzlichen Tod seines Vaters und war fast befriedigt, daß dieser Unglücksfall einen so nachhaltigen Eindruck auf des Sohnes Gemüth mache, dem man sonst keine große Empfindungswärme nachgerühmt hatte. Daß er, im Gegensatz zu früheren Tagen, still für sich lebte, war außerdem ein Gebot der Etiquette während der Trauerzeit, und wenn er damit über das übliche Maß hinausgriff, so fand man lobend den Grund in dem Verhältniß zu seiner Braut, welches ihm eine wirkliche Befriedigung zu gewähren schien. Um so erklärlicher

mußte es sein, wenn er die Vorkehrungen zur Hochzeit beschleunigte. Je mehr er nach außen sich abschloß, je dringender mußte das Bedürfniß hervortreten, in glücklicher Häuslichkeit Ersatz für die einst gewohnten Genüsse zu finden.

Die Trauerzeit für seine Braut, die ihren Großvater verloren hatte, war abgelaufen, es konnte jetzt nur wünschenswerth sein, daß sie ihr einsames Leben abkürzte und sich inniger an den Beschützer lehnte, den sie sich erkoren hatte, während es der verwittweten Gräfin ein Trost sein mußte, die Lücke im Familienkreise durch den Eintritt der neuen Schwiegertochter ausgefüllt zu sehn.

Wie die Umstände es erheischten, sollte die Hochzeit still gefeiert werden und dann wollte das junge Paar eine lange Reise nach dem Süden antreten, ein Plan, der von der Braut gefaßt, aber von Herbert mit einer Lebhaftigkeit ergriffen war, die seinem übrigen Thun in letzter Zeit auffallender Weise gemangelt hatte. Von den süßen Freuden des Brautstandes genoß er wenig, denn seine Verlobte war auf dem großväterlichen Gute geblieben, während er in der Stadt die Vorbereitungen zur Vermählung und die Dispositionen für

seine lange Abwesenheit traf. Darin einbegriffen waren die Bestimmungen und Uebereinkünfte mit den Inspectoren und Verwaltern seiner Braut, denn die Verfügung über das große Vermögen war, der Vereinfachung halber, schon jetzt in seine Hände gelegt und ihm damit die Möglichkeit gewährt, in England, wie in der Heimath, seine Schulden still und ohne Aufsehn zu tilgen.

So waren die Sorgen, die ihn Tag und Nacht begleitet hatten, gebannt und dennoch floh ihn der Schlaf. Im Vertrauen auf seine Energie hatte er eine Jugendthorheit durch ein Verbrechen zu tilgen gesucht, aber wie er sich auch dagegen wehrte, immer wieder kehrten seine Gedanken zurück zu der Frau, die er vernichten wollte und deren Verzweiflungsschrei ihm zeigte, daß der Schmerz sie nicht getödtet hatte.

Zwei Tage noch war er in London geblieben, nachdem er das Unerhörte gewagt; er hatte seine Wohnung nicht verlassen, sondern gewacht und geharrt Tag und Nacht, daß sie kommen würde. Er war gefaßt auf eine Scene, die möglicher Weise Aufsehn erregend wurde, und hatte sich dagegen gewappnet mit der ganzen grausamen Unerbittlichkeit seines Charakters, die soweit ging,

das Weib seiner Liebe als eine Betrügerin zu brandmarken und seines Kindes reiner Stirn den Stempel der Schande aufzudrücken. Er wartete fieberhaft erregt, er zählte die Stunden; allein Niemand kam.

Er wagte es nicht, Erkundigungen einzuziehn, die Furcht verdoppelte die Vorsicht früherer Tage, mit welcher er auch die geringfügigste Veranlassung mied, die ihn hätte compromittiren können. Aber im Dunkel der Nacht schlich er um ihre Wohnung, immer in der Erwartung, daß sich etwas ereignen müsse. Der matte Schimmer der Nachtlampe stahl sich hervor hinter den herabgelassenen Vorhängen, aber kein Laut drang herab, keine Bewegung wurde sichtbar, überall Schweigen und Schlaf.

Ewiger Schlaf? — Herbert fröstelte, das wollte er nicht. Er kehrte zurück, zerschlagener und geistig ermüdeter, als je nach einem der wilden Gelage, die er gefeiert, während sie voll Geduld vergebens auf sein Kommen harrte. Er warf sich auf sein Lager und überdachte seinen Feldzugsplan wieder in allen Einzelnheiten, in allen Möglichkeiten, zu denen seine Vertheidigung ihn zwingen könnte. Er verhehlte sich nicht, daß seine Hauptberechnung auf Magdalena's Charakter

gegründet sei, auf die Hoffnung, daß sie, hülf- und rathlos, überwältigt von der Größe ihres Geschicks das Haupt beugen und es annehmen würde. Ihr Herz war ja weiches Wachs in seiner Hand, ihre Thatkraft gering. Sie war eine schutzlose Frau, die die Welt nicht kannte, allein, in einem fremden Lande, ohne Freunde und Berather. Ihm stand Alles zur Seite, was den Sieg versprach: Macht und Ansehn, Menschenkenntniß, Ueberlegung und Beweise. Er hatte darauf gerechnet, daß sie den Scandal scheuen würde, der ihren Ruf verdächtigte und ihres Kindes Namen beschmutzte, wo er ihr doch die Mittel zu einer friedlichen und ehrenvollen Existenz bot; aber er hatte nicht erwogen, daß sein Verlangen einen Betrug in sich schloß, zu dem sie in ihrer Reinheit sich nicht bekennen konnte. Er stieß in ihrem sittlichen Selbstbewußtsein auf einen Widerstand, auf den er nicht gerechnet hatte. Nur flüchtig war die Möglichkeit in ihm aufgestiegen, ihr gegenübertreten zu müssen, Stirn gegen Stirn — jetzt trat sie ihm näher, wenn Magdalena's körperliche Kraft so weit ausreichte und er überblickte grollend und schweren Herzens die neuen Gefahren, die aufstiegen. Er scheute dies Aeußerste mehr als er sich eingestand; denn wenn die Verlegen-

heiten, die ihm selbst daraus erwuchsen, auch das Wichtigste für ihn blieben, so schämte er sich doch, die Frau, die zerbrochen zu seinen Füßen lag, durch feige Verleumdung noch tiefer in den Staub zu treten. Es sollte das Mittel äußerster Nothwehr werden, sagte er beschönigend zu sich selbst und er erwog noch einmal, ob er durch vernünftiges Zureden auf sie einwirken solle.

Aber er scheute sich, zu ihr zurückzukehren, wie der Mörder die Stätte flieht, wo er sein Opfer getödtet — er durfte nicht unnöthig seine Kräfte aufreiben. Er hatte jetzt wenigstens Muße über sich zu wachen und Alles zu berechnen und zu erwägen, was fördernd oder verderbenbringend in seinen Weg treten könne. Die Hetzjagd, die täglich wechselnden, oder sich erneuenden Sorgen um seine sociale Existenz, das Fristen seines Daseins, von einem Tage zum andern, hatte aufgehört. Er athmete in dieser Beziehung Ruhe, vollständige Ruhe und konnte alle seine Gedanken auf die eine einzige große Frage concentriren, wie Magdalena seinen Ansprüchen gefügig zu machen sei.

Warum doch wollte sie den Namen nicht behalten, den sie bisher geliehen, wen schädigte sie, war er nicht herrenloses Gut? War der Eid vor Gottes Angesicht,

dem sie so große Wichtigkeit beilegte, nicht längst gelöst durch ihren eigenen Willen, war diese Namensänderung denn wirklich eine Fälschung, da doch Magdalena keinen Anspruch und keinen Vortheil damit verband? Nicht sie wäre durch Herberts Forderung verkürzt, aber ihn hätte ihre Anklage vernichtet. Er hatte wissentlich ein falsches Document ausfertigen lassen und es benutzt; er wollte kühn eine zweite Heirath eingehn, ohne die erste zu lösen — er konnte sich durch Magdalena nicht auf die Anklagebank drängen lassen und hätte er sich retten müssen durch einen Meineid.

Hatte er das Ende seiner Thorheit prophetisch vorausgesehn, hatte der Gedanke an die ungeheure That, die er begehen wollte, von Anbeginn still und dunkel in einem Winkel seines Herzens gelegen, daß die Vorsicht ihn nie verlassen hatte, selbst nicht im Rausch der ersten Leidenschaft? Kein Brief, kein Wort vor Zeugen berührte ihr eheliches Verhältniß; der einzige Mensch, der seine Identität feststellen konnte, der alte Vicar, war todt.

Herbert sagte sich das wieder und wieder, wenn er denkend und grübelnd in schlaflosen Nächten auf seinem Bette lag und am Tage mit einer krankhaften Reizbar-

keit auf den Schritt des Dieners horchte, der Besuche meldete, oder Aufträge ausrichtete.

Dieser Zustand von Furcht und Erwartung erregte seine Nerven in einer unerträglichen Weise, — sollte der Schlag denn fallen, so wollte er ihn lieber in der Heimat pariren.

Da seine Geschäfte bereits geordnet waren, ehe er das letzte und schwierigste mit der Frau erledigte, die er verstieß, so reiste er nach Deutschland ab. Er sagte sich, daß unter allen Umständen seine Heirath beschleunigt werden müsse, nun sie durch Magdalena's Dazwischentreten gefährdet zu werden drohte. Als seine Braut konnte Melanie sich noch von ihm wenden, bei jedem Zweifel, der in ihr aufstieg; als seine Gattin mußte sie ausharren und tragen mit ihm.

Er kam in die Heimat und seiner Verlobten galt sein erster Besuch. Sie erschrak, als er so verändert und abgespannt vor ihr stand, aber sie schob das auf den Gram um den Vater, auf übermäßige Arbeit und die Sehnsucht nach ihr.

„Gieb Dich mir bald," hatte er gebeten, „und ich werde der Herbert früherer Tage sein."

Aber sie war nicht fügsam, wie Magdalena es gewesen, sie hatte immer nur den eignen Willen gekannt.

„Binnen drei Monaten," hatte sie erwidert, „die Trauerzeit für Großpapa muß wenigstens eingehalten werden, da wir sie um Deinen Vater schon abkürzen. Und dann giebt es noch so viel, so unendlich viel zu thun vor unsrer Abreise. Eine Ausstattung ist eine wichtige Sache — wie viel Verkaufslocale habe ich zu besuchen, wie viele Berathungen mit Modistinnen und Lieferanten. Die Rechnungsablegung der Vormünder, die Hinterlegung des Vermögens in Deine Hände, Erneuerungen von Pachtcontracten, von denen ich nichts verstehe und sie deshalb Dir überweisen werde — Alles das nimmt Zeit in Anspruch. Und Ueberfluß hast Du selbst nicht daran, wie es mir scheint; denn ich denke mir, daß Du mich nicht in das Haus führen willst, wie es Deine Eltern bewohnt haben. Mein Geschmack weicht so sehr ab von dem ihrigen; und mich auf Gnade oder Ungnade dem Decorateur zu überlassen, dazu spüre ich keine Neigung."

Herbert fügte sich widerstrebend; das, was er so sehr gescheut, ein geduldiges Erwarten des Kommenden, war das einzige, was ihm übrig blieb. Aber diese

Stille und Passivität, weit entfernt beruhigend auf seine erregten Nerven zu wirken, erhöhte seine Reizbarkeit bis auf's Aeußerste. Es war ein Glück für ihn, daß das Ordnen des großen Vermögens, das ihm zufiel, ein zeitraubendes und zugleich angenehmes Geschäft war, das ihm täglich die Ueberzeugung gewährte, daß ein sorgloses, glänzendes Leben ihn erwartete, sobald die drohenden Wolken vorübergezogen sein würden, die noch über seinem Haupte standen.

Dem Wunsche der Braut entsprechend, war sein väterliches Haus mit alle der Pracht eingerichtet, die sie liebte, mit alle den Launen und Ideen eines verzogenen Kindes. Es hatten darüber die ersten Debatten und Meinungsverschiedenheiten stattgefunden, aus denen sie allemal als Siegerin hervorging, denn Herbert strebte aus der hochgehenden See in den schützenden Hafen, ehe ein Unwetter sich entlud.

Zwei Tage vor ihrer Hochzeit stand das Haus fertig; nun war es gesäubert und geputzt, Möbel und Kronleuchter, Kandelaber und Spiegel waren ihrer schützenden Hüllen entledigt, das junge Paar wollte einen vollständigen Eindruck seiner künftigen Häuslichkeit mit sich nehmen auf die lange Reise.

Herbert hatte den ersten Rundgang so eben vollendet, noch einmal geprüft und gemustert, ehe er am Nachmittage seine Braut in Begleitung seiner Mutter erwartete. Wie er so dasaß in seinem Kabinet, tief in den Sessel zurückgesunken, unbeobachtet und zwanglos seiner Stimmung hingegeben, erschien er merklich verändert. Es war etwas Müdes in seiner nachläßigen Haltung, in der gänzlichen Unthätigkeit, womit die halbgeöffneten Augen über das Zeitungsblatt hinwegblickten, das er in der Hand hielt, und scharfe Linien um Nase und Mund hatten seinen Zügen ein Zeugniß der letzten Wochen und Monate eingegraben.

Er war in tiefe Gedanken verloren, und was ihm selten geschah, sie schweiften hinüber in die Vergangenheit. Es war ja so natürlich, daß ein Vergleich sich ihm aufdrängte. Wie klein, wie traulich und bescheiden war das erste Heim gewesen, das er still verborgen sich gegründet, und welch eine Fülle von Dank und Glück hatte das schöne Weib hineingetragen, das an seiner Hand die Schwelle überschritt! Nur wenige einfache Räume hatte sie bewohnt, aber in der Erinnerung übten sie einen unbeschreiblichen Zauber auf ihn; es war, als sei dort Alles geblieben, was die Erde an Glanz und

Sonnenschein zu geben hatte. Die lange Reihe der Zimmer, die er hier überblickte, in der schweren Pracht von Stuck nnd Vergoldung, mit den dunklen gewirkten Seidentapeten, erschien ihm öde und kalt. Er sehnte sich nach einem silbernen Lachen, wie es ihn einst entzückt, nach dem Leichtsinn vergangener Tage.

Reue war es nicht, die ihn bewegte, auch nicht Mitleid mit der Frau, an der er so schwer gesündigt. Nur Unruhe verzehrte ihn, nur bittrer Groll stieg in ihm auf, wenn er das Einst mit dem Jetzt verglich, und sich erinnerte, daß er damals doch freier und glücklicher gewesen war, als heute.

Er grübelte und sann, und dann fielen ihm die müden Augenlider zu, er schlief so wenig, die langen, erschöpfenden Nächte. Das geschah ihm häufig am Tage und wenn er geweckt wurde durch ein Geräusch oder einen nahenden Schritt, wie jetzt durch den seines Dieners, so schrak er empor mit der nervösen Hast eines Menschen, der eine schlimme Botschaft erwartet.

Der Diener war das gewohnt, er verwunderte sich nicht mehr, wie Anfangs, wenn der Graf so aufgeregt emporfuhr; er reichte schweigend den silbernen Teller mit einer Karte hin.

„Richard Lenz“ stand darauf, ohne weitere Bezeichnung.

„Richard Lenz;“ das klang sehr einfach, aber der Name war so volltönend, daß man ihn kannte, weit über Deutschland hinaus. Auch Graf Herbert wußte, wer der Träger desselben war und für ihn hatte der Name noch eine andere Bedeutung, als Künstlerruhm. Magdalena! dachte er; ihr Verzweiflungsschrei war nicht verhallt, sie hatte nicht, wie er es gewollt, sich stumm verblutet. Die Verstörtheit, mit welcher er zu erwachen pflegte und die sonst entwich, sobald er seine Gedanken gesammelt hatte, ging in bewußte Bestürzung über als seine starren Blicke auf der Karte haften blieben.

Seine Gedanken überflogen mit Blitzesschnelle seine Lage; da war kein Zweifel mehr, das war eine Kriegserklärung. Gerüstet war er; er hatte ja diesen Augenblick seit Monaten erwartet, aber nun er da war, erschien er ihm doch wie ein Ueberfall.

Sollte — mußte er den Maler denn annehmen, zwei Tage vor der Hochzeit und so nahe dem rettenden Hafen noch untergehn? Auffallen konnte es nicht, wenn er Richard in Anbetracht dieses nahen Familienereignisses und der sehr in Anspruch genommenen Zeit, ab-

weisen ließ, aber die Ungewißheit über das, was drohend sich vorbereitete, würde ihn verzehrt haben. Er warf einen raschen, prüfenden Blick in den Spiegel, um ein Urtheil zu gewinnen über seine eigne Physiognomie, fuhr mit der Hand glättend über seine Züge und hieß dann, den Herrn hereinführen.

Im nächsten Augenblick standen sie einander gegenüber, zwei Todfeinde und Secundenlang schweigend sich messend, als wolle Einer des Andern Kraft erproben. Der Maler nahm zuerst das Wort.

„Herr Graf," sagte er, „ich komme, um Ihre Zeit für eine halbe Stunde in einer Angelegenheit in Anspruch zu nehmen, die für mich von äußerster Wichtigkeit ist und der Sie vielleicht geneigter Gehör schenken, wenn ich Ihnen von vornherein sage, daß dieselbe Sie nicht unberührt lassen wird."

Herbert verbeugte sich kühl und lud mit einer Handbewegung den Maler zum Sitzen ein. Er beherrschte jedes Zucken, jede Fiber seines Gesichts, er hatte in diesen Augenblick sich so oft hineingelebt, daß er ihm vertraut war, wie eine gut einstudirte und gelernte Rolle.

„Es sind einige Jahre," begann Richard, „daß

im Hause Ihres Herrn Vaters eine junge Dame mit Namen Magdalena Göring als Erzieherin der kleinen Comteß lebte."

Er hielt einen Augenblick inne und Herbert neigte ruhig und unbewegt, aber zustimmend das Haupt.

„Dieses junge Mädchen," fuhr Richard fort, „stand ganz allein auf der Welt, sie hatte keine andern Beschützer, als meinen Bruder und mich."

Die Miene des Grafen veränderte sich in etwas, sie nahm den Ausdruck höflicher Aufmerksamkeit an, als bereite er sich auf eine ihm unbekannte Mittheilung vor. Aber Richard ließ sich nicht täuschen, er wußte, daß der Graf von allen kleinen Nebenumständen in Magdalena's Leben unterrichtet sei, und daß er das aus irgend welchem Grunde verleugnete, erhöhte des Malers Verdacht.

„Sie werden es wissen," fuhr er fort, „daß sie Tannensee vor einigen Jahren auf eine geheimnißvolle Weise verließ, denn die Frau Gräfin war nicht ohne allen Grund ungehalten über einen Schritt ihrer Erzieherin, durch den sie ihr Haus compromittirt glaubte. Mit welchem Schmerz meinen Bruder und mich dies Verschwinden erfüllte, gehört nicht hierher; es sei genug,

wenn ich kurz berichte, daß wir sie unabläſſig aber vergeblich geſucht haben, da man in raffinirter Weiſe uns irre zu leiten ſuchte. Die Briefe, welche in unſre Hände gelangten, waren aus Paris abgeſandt, während es ſich nun herausgeſtellt hat, daß ſie in London geſchrieben ſind."

Ein raſcheres Tempo in Herberts Pulsſchlag war das ſtille Merkmal, daß ſein Gegner dem Ziele näher rückte, äußerlich blieb er ein völlig bewegungsloſer, ſchweigender Zuhörer, der ſein Intereſſe durch nichts verrieth.

„Wir konnten lange keine Vermuthung faſſen, wer ihr Entführer ſei; ſie ſelbſt bewahrte darüber ein ängſtliches Schweigen und den Namen, der hier und da geflüſtert wurde, verwarf ich, denn ich glaubte den Mann beſſer zu kennen, der ihn trug. Jetzt endlich iſt der Schleier gehoben, der dies traurige Geheimniß bedeckte. Magdalena's Trauſchein, der in meinen Händen iſt, nennt den Namen ihres Gatten — er heißt: Conſtantin Wangen."

Er blickte den Grafen an, der regungslos, mit ſteinernem Ausdruck in ſeiner Stellung verharrte. „Mein Freund iſt todt," entgegnete er nur, ſich jedes

Erstaunens über die Mittheilung enthaltend. „Sie werden von diesem Unglück gehört haben?“

„Leider, Herr Graf und eben darin liegt die Verwicklung dieser für mich so traurigen Angelegenheit, denn es sind so manche Punkte unaufgeklärt geblieben, über welche Gewißheit zu erlangen mir durchaus nothwendig ist. Wußten Sie, Herr Graf, von der heimlichen Ehe Ihres Freundes?“

Herberts Züge wurden kälter und zurückweisender, als er erwiderte: „Sie gehen in Ihren Fragen, verzeihen Sie mir, Herr Lenz, ein wenig über die Grenzen der Discretion hinaus, denn sie greifen in ein Gebiet, das nicht mich allein berührt. Gesetzt, mein Freund hätte Gründe gehabt, während seines Lebens einen Schleier über alle Einzelheiten dieser Angelegenheit zu decken und ich hätte sein Geheimniß gekannt und geehrt, so giebt sein Tod mir niemals die Freiheit, diesen Schleier zu heben.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete der Maler, „lassen Sie mich denn die Frage anders stellen. Haben Sie je Magdalena, die nachherige Mrs. Wangen, in London in ihrer Häuslichkeit gesehn, so daß Sie im Stande und bereit sein würden, mir eine Auskunft zu ertheilen

die nur allein ihre Person und ihr damaliges Leben betrifft?"

Graf Herbert warf mit einer stolzen und unwilligen Geberde das Haupt zurück. „Ich bedaure, Herr Lenz, ich muß die Antwort verweigern, auch wenn ich im Stande wäre, sie zu geben. Glauben Sie wirklich, wenn man mich des Vertrauens gewürdigt hätte, dieses sorgsam behütete Geheimniß zu theilen, ich würde mich dessen unwürdig machen, indem ich plauderte wie ein Schulbube? Oder halten Sie mich für einfältig genug, wenn ich ohne Wissen meines Freundes sein Heiligthum betreten hätte, seine Frau durch müssiges Geschwätz zu compromittiren und zugleich mein eigener Ankläger zu werden? Es ist mir nicht recht klar, falls Sie überhaupt zu derartigen Fragen autorisirt sind, warum Sie dieselben nicht an die Dame richten, die sie betreffen."

Der Maler erhob sich; „wußten Sie es nicht, Herr Graf," erwiderte er langsam und sah seinem Gegner starr in's Gesicht, — „Magdalena ist todt."

Jählings fuhr Herbert empor, wie rollender Donner schlug es an sein Ohr und das Entsetzen stand mit Flammenschrift in seinen bleichen Zügen. In das Zeitmaß weniger Secunden drängte sich ein furchtbares Bild

— er sah das schöne Weib auf den Fluthen dahintreiben, die Augen, die der Tod gebrochen, anklagend zum Himmel starren. Er war keines Wortes mächtig, er hatte es vergessen, daß er beobachtet wurde, er war ein schlechter Rechner gewesen, denn diesen Ausgang hatte er, auf Magdalena's Mutterliebe bauend, nicht erwartet.

Des Malers Stimme rüttelte ihn auf. „Die Nachricht scheint sie tief zu berühren, Herr Graf," sagte er kalt, „tiefer, als es bei einer oberflächlichen Bekanntschaft zu sein pflegt. Ich bedauere, Sie erschreckt zu haben."

Das Wort riß ihn zurück; er sah den Abgrund zu seinen Füßen und überwand mit einer gewaltigen Anstrengung den Schwindel, der ihn erfaßte und ihn hinabzustürzen drohte. „Mein Freund und ich standen einander nahe wie Brüder," entgegnete er mit einem Ton, der durch die mächtige Bewegung verschleiert war — „das Schicksal seiner Hinterbliebenen kann mich nie gleichgültig finden. Aus diesem Grunde werden Sie mir eine nähere Mittheilung über das Ende der Frau Wangen gewiß nicht vorenthalten."

Einige Augenblicke noch beobachtete Richard die tödtliche Spannung in den Zügen seines Gegners, die

dieser vergebens zu beherrschen strebte, dann erwiderte er: „Da ich Sie überzeugt habe, daß Sie mich ungerechter Weise der Indiscretion beschuldigten, Herr Graf, so werde ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Magdalena kehrte heim, zu dem einzigen Freunde, den sie zu finden wußte, auf die arme, kleine Insel, auf welche er verbannt wurde, als seine Nachforschungen nach der Verlorenen unliebsam wurden. Sie gab ihm ihr Kind, und dann —"

„Und dann?" — wiederholte der Graf mit bleichen Lippen, als Richard eine Pause machte.

„Dann starb sie einen ganz gewöhnlichen alltäglichen Tod, Herr Graf," versetzte er mit bitterer Ironie: „an gebrochenem Herzen."

Herberts furchtbare Spannung löste sich in einem befreienden Seufzer; er ließ sich erschöpft in einem Sessel nieder. Das Entsetzlichste war ihm erspart geblieben, diese Gewißheit war süß gegen die Marter der verflossenen Minuten. Mit Blitzesschnelle überflog sein sicherer Blick die Zukunft, jetzt lag sie licht und wolkenlos jenseits des frischen Grabes.

„An gebrochenem Herzen," wiederholte er; „sie hat also den Verlust ihres Gatten nicht überwunden."

„Nein, Herr Graf, wenigsten nicht die Art, wie sie ihn verlor.“

Hatte Richard auf eine darauf bezügliche Frage gerechnet, so irrte er, Herbert ging darüber hinweg.

„Hat sie schwer gelitten?“ forschte er mit gesenktem Blick, aber nun wieder völlig beherrschtem Ton.

„Grausam,“ erwiderte der Maler mit tiefer Bewegung, „lassen Sie mich nicht verweilen bei dieser Erinnerung, die mich unerbittlich macht gegen den, der sie schlimmer wie ein feiger Mörder getödtet hat.“

So groß der Eindruck dieser Stunde war, so quälend die Gedanken, die auf ihn einstürmten, Herberts Selbstsucht arbeitete sich bereits darunter hervor, er wurde in dem Gedanken, daß die Gefahr verschwunden sei, wieder zuversichtlich,

„Ich weiß nicht, ob es Anderes, Schlimmeres für die arme Frau zu beklagen gab, als nur ihres Gatten Verlust,“ erwiderte er, „aber ich glaube es nicht. Mein Freund war ein vorzüglicher Mensch. Was es aber auch sei, dessen Sie ihn anklagen, er ist todt und damit Ihrer Rache entrückt.“

Richard blickte ihn fest an. „Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ihn gekannt habe, so wohl, daß ich ihn

nicht für schuldig halten kann, sondern ihn freispreche von jedem, verstehen Sie wohl, Herr Graf, von jedem Verdacht, der sich gegen ihn erhoben hat," sagte er langsam und scharf betonend. „Die Todte hat für ihn gezeugt, nicht gegen ihn und dies Wort, so feierlich gesprochen an der Grenze einer andern Welt, konnte nicht Lüge sein."

Der Graf warf einen auffälligen Blick auf die Stutzuhr hinüber, die auf dem Kaminsims stand und rückte unruhig in seinem Sessel. Dann, als sei ihm diese absichtliche Bewegung erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, sagte er: „Sie müssen einige Nachsicht mit mir haben, wenn es den Schein hat, als sei ich ungeduldig. Es sind nur noch achtundvierzig Stunden bis zu meiner Trauung und Abreise; ich habe noch viele Geschäfte zu erledigen und außerdem eine Zusammenkunft mit meiner Mutter und meiner Braut verabredet, die ich selbstverständlich nicht versäumen darf. Lassen wir also, wenn es Ihnen recht ist, die intimen Angelegenheiten zwischen meinem Freunde und seiner armen Frau unerörtert; man soll an die Herzenswunden der Todten nicht rühren, da sie nicht mehr zu heilen sind. Wollen

Sie mich gütigst mit dem eigentlichen Zweck Ihres mir angenehmen Besuches bekannt machen?“

Der geheime Wunsch, die Unterredung abzubrechen, die jetzt auf einem gefährlichen Punkte angekommen war, die Hoffnung, eine Vertheidigung unnöthig zu machen, indem er die Anklage abschnitt, verbarg sich unter einem absichtlich zur Schau getragenen Hochmuth. Aber er imponirte dem Maler nicht, jede vergebliche Wendung, die er machte, um zu entschlüpfen, befestigte Richards Ueberzeugung, daß er den Schuldigen vor sich habe.

„Verzeihen Sie, Herr Graf; ich werde mich kurz zu fassen suchen, Sie fragten nach dem Ende der Verstorbenen — nun, die letzten Gedanken derselben haben sich vorzugsweise mit Ihnen beschäftigt, und Sie dürften um des willen, oder vielmehr um Ihres Freundes willen, mir noch ein kurzes Gehör schenken. Magdalena, ich darf sie so nennen, da ich vermuthe, daß Ihnen der Name nicht allzu fremd ist, Magdalena behauptete, daß trotz des gültigen Trauscheines nicht Herr Constantin Wangen ihr Gatte und der Vater ihres Kindes sei, sondern daß ein Bube diesen unbefleckten Namen gestohlen habe, um damit die eigene Schande zu bedecken.“

Athemlos, funkelnden Blickes und hoch aufgerichtet

stand er vor dem Grafen, der todtenbleich, aber vollkommen ruhig ihm in's Gesicht sah.

„Wie sollte das möglich sein," erwiderte er, „die Dame hat doch, wie Sie vorhin bemerkten, den Namen im Leben geführt."

„Gewiß, und weil dadurch Zweifel erweckt werden könnten, deshalb möchte ich von Ihnen die Aufklärung, ob man wirklich Ihrem Freunde ein Unrecht angethan hat, indem man seinen Namen mißbrauchte, oder ob diese Anklage die Fieberphantasie einer Kranken war."

Herbert überlegte, er war so tief in's Netz verstrickt gewesen, daß er jetzt vorsichtig Acht gab, sich nicht auf's Neue zu umgarnen. Er kannte nicht ganz die Stärke seines Feindes, es wäre thöricht gewesen, feste und bindende Aussagen zu machen und er erwiderte kühl. „Ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich mich nicht darüber äußern will; ob und was ich von dem Verhältniß meines verstorbenen Freundes zu der Dame, die Ihnen so nahe gestanden, weiß. Ich kann Ihnen nur den Rath geben, sich an das zu halten, was schwarz auf weiß beglaubigt vor Ihnen liegt. Sie wollten mir aber, wenn ich recht gehört habe, mittheilen, inwiefern die Gedanken der Verstorbenen sich mit meiner eigenen Per-

sönlichkeit beschäftigt haben — vielleicht kann ich, mit darauf bezüglicher Auskunft, Ihnen mehr zu Dienst sein."

„Sicher, Herr Graf; Niemand kann das, als nur Sie allein — die Todten müßten denn auferstehen. Ich werde Ihnen also gedrängt den Sachverhalt mittheilen. Magdalena sagte sterbend, daß sie einem hochstehenden Manne nach London gefolgt und dort sofort nach ihrer Ankunft dessen Gattin geworden sei. Sie hat diesen Mann geliebt mit der ganzen Tiefe und Zärtlichkeit ihres reinen Gemüths, sie willigte in die Heimlichkeit der Ehe, weil dieselbe durch seine Abhängigkeit bedungen schien, sie entsagte jedem Verkehr mit Menschen, jeder Verbindung mit ihren Freunden, ließ sich schutz- und wehrlos machen und wurde ein willenloses Opfer in seiner Hand. Er hatte ihr vor der Welt den Namen seines Freundes gegeben, um vor jeder Entdeckung sicher zu sein, er hatte ihn „geliehen", wie er behauptete, und sie — sie war ein Kind, Herr Graf, als sie mit ihm ging, sie glaubte, das dürfe so sein. Aber dann verflog der Rausch, den er Liebe genannt hatte, und ernüchternd verlangte er nach andern Genüssen. Er kam eines Tages mit der Erklärung, daß sie sich trennen müßten, daß er aus eigener Machtvollkommenheit die

Ehe, die er vor Gott geschlossen, scheiden werde laut Menschenrecht, weil — ich bitte, Herr Graf, sehen Sie nicht nach der Uhr, ich werde gleich zu Ende sein — weil er eine zweite, eine reiche Frau nehmen müsse, deren Besitzthümer er bedürfe, um seine gefährdete Existenz zu sichern."

„Und wann greift endlich meine Person in die Action ein?" unterbrach ihn Herbert nachlässig, in welchem, nun die erste furchtbare Bewegung überwunden war, ein kecker Trotz hochkam, gegen den unbequemen Inquisitor.

„Sofort," entgegnete der Maler gereizt. „Das unglückliche Weib wehrte sich mit der Kraft der Jugend und Liebe, sie stritt um ihre höchsten Güter: um ihren Glauben an die Menschheit, um ihres Kindes Rechte. Aber er blieb Sieger — sie vergab sich und willigte in die Scheidung, die sie unbeschützt in die Welt hinausstieß. Allein er verlangte mehr als ihr Herzblut — er forderte ihre Ehre. In jener Stunde war es, wo sie Kunde erhielt von dem ungeheuren Betruge, den er ihr gespielt, wo er frech es eingestand, daß er den Namen „Wangen" nicht geliehen, sondern gestohlen hatte, daß er in demselben Augenblick, wo er ihr Treue und Wahr-

heit gelobte für sein ganzes Leben, schon an den Tag dachte, wo er sie verrathen würde. Der Taufschein, den er ihr hinwarf, war ausgestellt auf den Namen seines Freundes."

Dem Maler versagte die Stimme in der leidenschaftlichen Erregung, mit der er sprach, und der Graf hörte ihm tief erblaßt zu. Es war eine minutenlange Pause; die Erinnerung an jene Stunde, das Bild seiner Ehrlosigkeit, das Richard entrollte, ließ ihn schweigen, er wagte es nicht, den entfesselten Löwen unnöthig zu reizen.

„Wir bedurften Beide einen Moment des Ausruhens," sagte Richard, tief Athem schöpfend. „Hören Sie das Ende. Sie hatte ihm Alles gegeben, auch seine Freiheit; aber sie wollte ihre Ehre nicht lassen, nicht zur Diebin werden an einem Manne, den sie hochgeschätzt, indem sie mit seinem unbefleckten Namen die Schande und das Verbrechen eines Elenden zudeckte. Er kannte nicht die sittliche Macht einer hoheitsvollen Natur; er war ein schlechter Rechner gewesen, denn sie blieb unbeugsam, trotz ihrer Schwäche. Sie sagte ihm, daß sie die Wahrheit verkünden und ihres Kindes Namen retten werde, und was meinen Sie, Herr Graf, was der Bube that?"

Die Worte brachen zischend und mühsam hervor aus des Malers tiefkeuchender Brust, er trat dichter an seinen Gegner heran und sprach!

„Ich will es Ihnen sagen. Er schrak nicht davor zurück, dem Weibe, das an seinem Herzen geruht, seiner rechtmäßigen Gattin, der Mutter seines Kindes, zu drohen, daß er sie brandmarken würde wie eine Dirne, wenn sie es wage, Zeugen aufzurufen, daß er mit ihr verkehrt habe. Warum schweigen Sie, Herr Graf," rief er zitternd vor Erregung, als man durch die lautlose Stille nur den Pendelschlag der Uhr vernahm, „warum fragen Sie mich nicht nach dem Namen des Elenden, der Ihren Freund im Grabe beschimpfte?"

Herbert raffte sich empor, er öffnete die bleichen Lippen, aber der Maler kam ihm zuvor. „Zittern Sie doch nicht so — ich komme Ihnen zu Hülfe: „Sie waren es — Sie!"

Das deutlich gesprochene Wort der furchtbaren Anklage gab Herbert die wankende Fassung zurück, ein unarticulirter Aufschrei entrang sich seiner Brust.

„Sind Sie wahnsinnig," rief er, „oder hat der Schmerz Sie krank gemacht, daß Sie dem Fiebertraum einer Sterbenden Bedeutung, ja Glauben beilegen? Eine

Beleidigung wie diese könnte nur mit den Waffen in der Hand ausgeglichen werden, wenn nicht der Irrsinn aus Ihrer Anklage spräche. Ein Gesunder hat keine Genugthuung von einem Kranken zu fordern, nicht einmal Beweise."

Der Maler stieß ein kurzes, bittres Lachen hervor. „Glauben Sie wirklich, wenn ich Beweise hätte, ich würde mit Ihnen geredet haben unter vier Augen, ich würde die Behauptung, daß Sie Ihre Frau getödtet und Ihren Freund bestohlen haben, zwischen den vier Wänden Ihres Zimmers erklingen lassen? Nein, Herr Graf, ich habe keine Beweise, denn die Gräber sind stumm, aber ich suche darnach bis zu meinem letzten Athemzuge. Ich bin ein ehrlicher Gegner; Sie sollen es wissen, daß ich mich an Ihre Person hefte, daß ich Sie beobachte, allüberall, daß ich frage und forsche, wache und warte und nicht müde werde."

„Sie stellen sich da eine undankbare, ja gefährliche Aufgabe," entgegnete Herbert im Gefühle der wiedergewonnenen Sicherheit, und gereizt durch die Kühnheit seines Gegners mit kaltem Hohn. „Sie bietet keine Aussicht auf Erfolg, dagegen die Möglichkeit, mit dem Staatsanwalt oder dem Narrenhause in Berührung zu

kommen, wenn Ihre fixen Ideen mir allzu lästig werden sollten."

Richard schüttelte mit überlegenem Lächeln den Kopf; „o nein, Herr Graf, Sie werden das ängstlich vermeiden, Sie scheuen den Eclat. So sicher ist selbst der größte Verbrecher nicht, wenn er erkannt hat, daß er Mitwisser besitzt, um muthwillig das Auge der Welt, oder gar des Gesetzes auf sich zu lenken. Aber Sie haben ein Recht zu fragen, was ich denn eigentlich will, da ich Ihnen zugegeben habe, daß ich augenblicklich noch außer Stande bin Sie zur Verantwortung zu ziehen. Sie sollen das wissen, Herr Graf. Ich will, daß Sie Veronika Ihren Namen geben und sie anerkennen als Ihr und Magdalena's eheliches Kind."

Aber schon der Gedanke an ein Eingeständniß reizte Herbert zur Wuth, das Grauen der ersten Eindrücke, welches diese Unterredung hervorgerufen wich jetzt der Hitze des Kampfes und spornte seine leidenschaftliche Heftigkeit gegen den unberufenen Angreifer. Er hielt fest an der Rolle, in die er sich hineingezwungen und vertheidigte die Lüge, als sei sie Wahrheit. „Sind Sie den wirklich verrückt, oder ist es nur auf eine Erpressung abgesehen?" rief er gereizt.

Richards mühsam erzwungene Selbstbeherrschung fing an zu wanken. „Für wen spielen Sie diese Comödie, Herr Graf?“ sagte er im Zimmer sich umschauend. „Wir Beide sind allein und haben keine Zeugen, ich dächte, Sie ersparten sich die Mühe. Was die Erpressung anbetrifft —“

„So finden Sie mich gern und allezeit bereit für das hinterlassene Kind meines Freundes wie ein Vater zu sorgen,“ fiel Herbert ein. „Jede andere Forderung weise ich zurück.“

„Wie großmüthig Sie sind,“ höhnte der Maler; „ich bedaure, das ablehnen zu müssen. Sie haben ja bereits einen Preis gezahlt, für den Namen und die Anerkennung Ihres Kindes — das Geld, an dem Ihre Schande klebt, liegt unberührt unter den Habseligkeiten der Todten. Lassen Sie uns nicht Schmutz auf Schmutz häufen. Denken Sie nicht, daß das Gelüst nach gräflichem Rang und Namen mich treibt, des Kindes Rechte zu reclamiren, es ist wenig Ehre damit einzulegen. Aber ich dulde keine freche Grabschändung, so lange ich es verhindern kann, dulde nicht, daß ein Schuft den ehrlichen Namen der Todten stiehlt, um seine Schande damit zu bedecken.“

Jeder Blutstropfen war aus Herberts Gesicht entwichen, nur seine flammenden Augen gaben Zeugniß von dem furchtbaren Sturm seines Innern, Wuth und die Ohnmacht, diese ihm in's Gesicht geschleuderte Schmach abzuwehren, beraubten ihn fast der Sprache, aber die noch lichten Gedanken warnten ihn vor jedem Aufsehn erregenden Auftritt.

„Ich bin es müde," rief er mit erstickter Stimme, „schaffen Sie Beweise und dann lassen Sie das Gesetz entscheiden, aber jetzt gehen Sie — gehen Sie."

„Gott im Himmel mag entscheiden zwischen Ihnen und Ihrem Kinde," rief der Maler feierlich. „Hüten Sie sich, Herr Graf, er ist ein allmächtiger Richter und wenn die Lebendigen schweigen, so kann er reden durch den Mund der Todten!" ✕

Er griff nach seinem Hute und ging; Herbert horchte auf den verhallenden Schritt, bis er im Vorzimmer verklungen war, dann sank er, mit den Händen das Gesicht bedeckend, vollständig erschöpft in einem Sessel zusammen.

Eine Zeitlang lag er, wie der Schiffbrüchige, der mit den Wogen um sein Leben gekämpft hat und in dem wilden Ringen auf öden Strand geworfen ist, ge-

✕ Der Hut ist nicht, weil er nicht so wichtig ist wie gegen den Schlafrock

danken- und bewegungslos, nur mit dem dämmernden Bewußtsein, daß er gerettet sei.

Allmälig wurde es klar in seiner Erinnerung und licht um ihn her; die wiederkehrende Klarheit beleuchtete die Erlebnisse der letzten Stunde.

Sie war todt! Das war der Alles beherrschende Gedanke, der sich ablöste von den andern und in seiner Seele Raum behielt. Es war ein Gemisch von Schmerz und Erleichterung, was er empfand, ihr Tod hatte den Knoten entwirrt; ihr Hülfeschrei war verstummt — wer wollte ihn richten! Aber wie seine Betrachtungen sich an sie klammerten, so tauchte aus dem Chaos seiner Gedanken ihr Bild in ihm auf, deutlich und sicher und nicht in dem hoheitsvollen Zorn oder der Verzweiflung der Scheidestunde, sondern in dem kindlichen Liebreiz früherer Tage, da sie noch hoffte und glaubte. Es war nicht wiedererwachende Liebe, die sich nach ihr zurücksehnte, denn der Traum war aus; aber es war ein wehes Gefühl, daß er so geendet hatte.

Der öde, einsame Strand erschien vor seinem Blick, den sie mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte erreicht hatte, die elende Hütte in der sie still das junge Leben verhaucht hatte. War er es denn gewesen, der ihr den

Tod gegeben, würde dieser Zweifel, dieses unerklärlich bange Gefühl sich denn wie ein Kainszeichen, nicht auf seine Stirn aber in sein Bewußtsein drücken?

Mit wunderbarer Deutlichkeit hoben einzelne Stunden sich ab aus den Jahren, in welchen sie ihm angehört hatte. Er sah das Zimmer, das sie bewohnte, das kleine Sopha, in welchem er neben ihr gesessen und ihren Kopf an seine Brust gelegt hatte, er hörte ihr süßes Lachen und der ganze wonnige Reiz, der sie umgab, stand lebendig vor ihm.

Ein Zorn ergriff ihn, daß er die Bilder und Gedanken nicht bannen konnte, die sich ihm aufdrängten, eine Ungeduld gegen seine eigene Schwäche. Es konnte doch nicht Schmerz sein oder unmännliche Reue, die ihm augenblicklich die Brust zerwühlte, nur die physische Abspannung mußte es sein, der er unterlag, denn er war ja frei — frei!

Und doch klang es nicht von seinen Lippen; „Gerettet;“ in der Tiefe seiner Seele flüsterte es mit ihrer Stimme: „Gerichtet“.

# Drittes Capitel.

Zu Füßen der stolzen Burg Kettenstein, die mit ihren epheuumhangenen Mauern weit hinausschaute in's Land, hatte sich das Dorf geschmiegt.

Unter dem Schutz der Berglehne, an deren Fuß ein paar der Häuschen sich hinangewagt, gleich bevorzugten Kindern, die ungerufen aus der Schaar der Uebrigen sich hervordrängen, lag es friedlich und traulich, wie in dem Bewußtsein eines mächtigen Schutzes. Waren die Zeiten auch längst vorüber, wo ein solcher von Seiten des Burgherrn direct ausgeübt wurde, dennoch bestand zwischen dem heutigen Besitzer und seinen Gutsangehörigen jenes Band der Zusammengehörigkeit, welches die Dauer von Jahrhunderten gefestigt und die Tradition ehrwürdig gemacht hat. Wo der väterlich beschützende

Sinn in dem Herrengeschlecht sich erhalten hat gegen die Untergebenen, da ersetzt er in hundert Fällen die Feudalrechte, die ihnen die Neuzeit streitig gemacht; er erlangt von der ländlichen Bevölkerung, deren Ehrfurcht und Anhänglichleit an das gebietende Geschlecht sich von Vater auf den Sohn vererbt, durch persönliches Ansehn oft mehr, als das Gesetz, sie sehen, bis zu einem gewissen Grade, in dem Schloßherrn noch immer den angestammten Gebieter.

Zwischen Graf Wolf von Wangerloh und den Dorfbewohnern bestand dies Band noch. Ermächtigte ihn ein lebhaftes Interesse und eine genaue Kenntniß der Verhältnisse zu Rath und That mit dem nöthigen Gewürz von Güte und Strenge, so wurde das fast ausnahmlos mit unbedingtem Vertrauen entgegen genommen. Der Wohlstand des Dorfes gab ein redendes Zeugniß seines wohlthätigen Einflusses; das schöne, luftige Schulgebäude und das neue Gemeindehaus waren aus seinen Mitteln erbaut.

Deshalb fiel es eben nicht auf, wenn er dem Pfarrhause, das aus dem Blüthenschmuck seiner Obstbäume so freundlich hervorsah, eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, nun es nach dem Tode des alten

Pfarrers für seinen Nachfolger neu in Stand gesetzt wurde und nur das schien den Bauern außerordentlich, daß die junge Comteß, so herablassend sie auch war, das selbst überwachte.

Nicht die baulichen Instandsetzungen oder die Verschönerung der Gartenanlagen — das hatte Graf Wolf persönlich angeordnet — sondern den letzten Schmuck für das fertige Ganze, den eine weibliche Hand so geschickt anzulegen versteht.

Es war ein jugendlicher Pfarrer mit seiner Gattin, den die gespannten Dorfbewohner erwarteten und einstweilen hatten sie ihr Auge ergötzt an der städtischen Einrichtung, die ihm vorausgegangen war und die ihnen so viel prächtiger erschien, als die alterschwachen Möbel des verstorbenen Seelenhirten. Die Diener des Grafen hatten die Wohnung einrichten müssen, die Beschließerin hatte Schränke und Spinde eingekramt und jetzt ging die junge Comteß musternd durch das freundliche Haus.

Hier wurde eine Vase anders placirt und dort ein Bild gerückt; in das Studirzimmer des Pfarres, in welchem der Graf einen Bücherschrank mit auserlesenen Werken hatte aufstellen lassen, ließ sie auch das Arbeitstischchen der jungen Frau tragen.

„Hier kann man glücklich sein," dachte sie, während die schönen, lebensprühenden Augen mit prüfendem Ausdruck das trauliche Zimmer überflogen. Wie süß mußte es sein, still an der Seite des geliebten Mannes zu sitzen, auf einen Blick oder ein Wort von ihm zu warten, mit dem er seine Arbeit unterbrach, und seine Wünsche aus seinen Augen zu lesen.

Sie trat an den Studirtisch und ordnete das Schreibgeräth und dann blieb ihr Blick auf einem kleinen Studienkopfe haften, der in einem ovalen Goldrahmen darüber hing.

Es war ein römisches Mädchen, ein Kind noch; Weinlaub in dem blauschwarzen Haar, mit einem Ausdruck halb Trotz, halb Gutmüthigkeit in den dunkel leuchtenden Augen; mit Lippen, deren Roth mit dem der Korallen wetteiferte, die um den bräunlichen Hals geschlungen waren.

Ein tiefes Erglühen zog über Theresa's Wangen — sie erkannte es. Sie dachte des fernen Landes und der fernen Stunden, in denen es entstanden war und dessen, der es gemalt hatte. Wie stürmisch und ungeberdig war ihre kindische Liebe gewesen, wie ungeduldig hatte er sich ihrer erwehrt, wie wehe hatte er ihr oft gethan!

Sie war nun vernünftiger geworden, sie erhob keine kindischen Ansprüche mehr, aber es verursachte ihr doch einen geheimen Schmerz, daß er sich der kleinen Studie entäußert hatte und ihr keinen Platz einräumte in seinen Mappen, um, wenn auch selten, sie anzusehen und sich zu erinnern, wie treu und leidenschaftlich das Kind ihm ergeben war.

Sie nahm das Bildchen von der Wand um es genauer zu betrachten und verglich es mit ihren Zügen in dem Spiegel, der zwischen den beiden Fenstern hing.

„Es ist noch immer ähnlich, Comteß," sagte eine tief gedämpfte Stimme hinter ihr, als sie es nach einigen Minuten wieder an seinen Platz zurückbringen wollte.

Richard stand in der offnen Thür und hatte ihr zugesehn; er trat jetzt zu ihr, um ihr behülflich zu sein.

„Deßhalb haben Sie sich wohl des Bildes entäußert?" lachte sie, ohne etwas von dem wehen Gefühl zu verrathen, das sie noch vor wenig Augenblicken empfunden hatte.

„Es ist schon Jahrelang in meines Bruders Besitz, heute würde ich es nicht mehr fortgeben," erwiderte er.

„Haben Sie den ungeberdigen Geist besser würdigen gelernt?“ fragte sie mit gutmüthigem Spott.

„Ja,“ entgegnete er ruhig, „er wird nicht zerbrechen im Sturm“

Es lag ein Klang in seiner Stimme, der sie rasch und erstaunt zu ihm aufsehen ließ, dann kam eine Unsicherheit über sie und sie wandte den Blick fort. Es war sehr still im Zimmer, aber sie fühlte, daß seine Augen auf ihr ruhten, und was ihr nie geschehen, sie suchte nach einer Bemerkung, um das Schweigen, das ihr drückend wurde, zu unterbrechen.

„Papa wollte mich abholen und meine Thätigkeit kritisiren; sind Sie allein heruntergekommen?“ fragte sie endlich.

„Der Herr Graf bekam Abhaltung durch einen Besuch und rieth mir allein zu fahren, damit Sie nicht vergeblich den Wagen erwarteten,“ erwiderte er. „Wenn Sie befehlen, so können wir aufbrechen.“

Sie warf noch einen Blick in das hübsche, helle Gemach. „Es ist freundlich hier, sagte sie mit einem heitern Lächeln, „ich hoffe, es wird Beiden eine glückliche, gesegnete Heimat.“

„Wenn nicht äußere Schicksalsschläge sie zerstören, sicher;“ erwiderte er mit Lebhaftigkeit. „Ein eigner Heerd, ein selbstgewählter Beruf, eine Frau, die Liebe und Verständniß für den Gatten hat, das ist das schönste Ziel, welches ein Mann erstreben kann, alles Andere ist eitel.“

Ehe sie antwortete, trat ein Diener in die noch immer offen stehende Thür und setzte ein kleines Mädchen auf den Fußboden nieder. Es war ein schönes Kind mit goldenem Haar und als es Theresa erblickte, lief es mit ausgebreiteten Armen jauchzend auf sie zu und drückte den Kopf in ihren Schooß.

Sie hob es empor zu sich, unbekümmert, ob ihr weißes, duftiges Gewand zerknitterte und küßte zärtlich die glühenden Wangen. „Dies ist der schönste Schmuck in Esthers neuer Heimath,“ sagte sie, „ich werde traurig sein, wenn ich sie entbehren soll. Willst Du bei mir bleiben, Veronica?“

„Ja, immer;“ versicherte das kleine Mädchen.

Es war ein prachtvoller Contrast zwischen den Gesichtern des blonden, rosigen Kindes und der schönen Südländerin, wie sie sich innig aneinandergeschmiegt hatten. Die herzliche, ungekünstelte Weise, mit der das jugend-

liche Wesen die kleine Waise beschirmte, deren Ursprung sie noch immer nicht kannte, gab ihr in Richard's Augen einen unaussprechlichen Reiz.

Er beugte sich herab und zog die Hand, die das Kind nicht hielt, an seine Lippen. „Wie schön Sie sind!“ sagte er tief athmend, aus innerstem Herzen.

Ein wunderbarer Glanz strahlte als einzige Antwort plötzlich aus ihren dunklen Augen, die von dem Kinde sich auf ihn gerichtet hatten und auf den halbgeöffneten Lippen zitterte eine selige Erwartung.

„Sie dürfen mir nicht zürnen,“ fuhr er, sie noch immer betrachtend fort; „ich nahm das Vorrecht des Künstlers in Anspruch und ich wäre keiner, wenn mich das Bild nicht hinrisse.“

Er fuhr mit der Hand durch das lockige Haar des kleinen Mädchens und langsam verglomm der Strahl in Theresa's Augen, bis aufsteigende Thränen ihn auslöschten. In diesem Moment würde sie wieder dem Kinderbilde an der Wand geglichen haben, wenn die langen Wimpern nicht sorgsam das geringe Weh verschleiert hätten.

Nur der Künstler hatte zu ihr gesprochen und sie sehnte sich nach einem Wort aus seinem Mannesherzen!

Würde sie je, jemals es hören? Seine Ruhe und ihr unerschütterlicher Glaube, daß ihre Liebe endlich sein Herz gewinnen müsse, hatten ihr nach und nach eine Selbstbeherrschung verliehen, die weit über ihre Jahre und ihre Erziehung hinausging.

„So lassen Sie uns heimkehren," sagte sie, über die Worte hinweggehend, die sie einen Augenblick so süß beklemmt hatten, „ich denke, hier ist Alles gethan."

Er nahm ihr das Kind ab, was sie von ihm willig duldete und folgte ihm die Treppe hinab. Vor dem Hause scharrten die feurigen Rappen des Grafen ungeduldig den Sand, ein Diener stand wartend am Schlage. Die Beschließerin, die eben ihre Arbeit vollendet hatte, warf dem Kinde eine leichte Hülle über, reichte ihrer jungen Comteß Hut und Schirm und dann hob Richard beide hinein.

„Sind sie nicht ein schönes Paar?" fragte der alte Geerd, der den Grafen auf allen Reisen begleitet hatte und seine junge Herrin, wie den Maler schon von Italien her kannte, die Beschließerin, die neben ihm in der Thür stand, als die Pferde anzogen und mit dem Wagen davonfuhren.

„Würden sie nicht ein schönes Paar abgeben, wenn

der Herr kein Maler sondern ein Graf wäre, muß es heißen, Herr Geerd," erwiderte Frau Wittig würdevoll. „Wie können Sie, ein weitgereifter Mann, so unebenbürtige Gedanken haben?"

Der alte Mann lachte, „ach, Frau Wittig, unterwegs und viele, viele Jahre hindurch war Manches was wir thaten und zuließen unebenbürtig. Nur da drinnen," er zeigte auf die Brust, „war der Herr immer der Graf von Wangerloh. Und in's Herz haben wir dem Herrn Lenz ja auch nicht gesehen."

„Was wollen Sie," erwiderte die Frau geringschätzend, „da wird er auch nur ein Maler sein! Ich diene nur zwei Jahre kürzer in der Familie, ich hänge an der Herrschaft, genau, wie Sie auch — der einzige Unterschied ist, daß ich zu Haus bleibe, bei altem Brauch und Herkommen und daß Sie draußen sich allerhand Ideen in den Kopf setzen ließen, daß die Menschen alle gleich seien. Dreist genug ist er freilich, der Herr Lenz; er geht im Schlosse umher, gar nicht, als erwiese der Herr Graf ihm eine besondere Gnade, gar nicht, als sei es ein Vorzug, daß die gnädige Comteß so freundlich mit ihm ist, sondern als sei er ihresgleichen. Das schönste Gastzimmer habe ich anweisen müssen, und das

Bild im Speisesaal, das alle Welt bewunderte, ist her=abgenommen, weil der Graf fürchtete, es könne diesem Herrn Maler mißfallen."

„Sehen Sie, — sehen Sie," sagte Geerd gut=müthig, „die Herrschaft denkt wie ich."

„Ach, gehen Sie doch," erwiderte die Frau eifrig, „ich kenne den Herrn Grafen auch, und Herr Lenz — mag er noch so hoch hinaus wollen, bis zu unserer Comteß erhebt er die Augen nicht."

„Wenn er sich unbemerkt glaubt, doch zuweilen," beharrte der alte Mann mit gutmüthiger Neckerei. „Er wehrt sich nur ein Bischen gegen sich selbst, denn er ist ein stolzer, ungefügiger Herr, der nicht gern den Kopf in's Joch steckt. Ich muß es doch wissen, liebe Frau Wittig, ich kenne ihn doch seit lange. Er ist nie mehr so heftig und ungeduldig gegen die Comteß, wie er es in Italien sein konnte, da sie noch ein halbes Kind war."

„Gegen die gnädigste Comteß? Gütiger Himmel, welche Frechheit, wie ist das nur möglich gewesen?" rief die Frau entsetzt, „und wie kann sie ihm das vergeben?"

Der Diener zuckte die Achseln und lachte. „Ja, so etwas ist wunderbar; Sie müssen ein wenig an ihre

eigene Jugend zurückdenken, ob Sie Güte und Wohlwollen immer nur nach Recht und Gerechtigkeit verschenkt haben. Ich wette, während sie sich ereifern, sitzt die Comteß zufriedener und froher neben ihm, als je bei einem der jungen Herren mit sechszehn Ahnen, die mit dem einen Auge nach ihrer Schönheit und mit dem andern nach dem Golde des Grafen schielen."

„Nun, und der Maler? fragte sie spöttisch.

„Der richtet beide Augen auf sie, und auf sie allein," erwiderte Geerd überzeugt.

Ja, sein Blick ruhte auf ihr voll heimlicher Bewunderung, als sie dahin fuhren durch die blühenden Fluren und er dachte sicher nicht daran, daß sie ihr Eigenthum waren. Es war keine Untreue, die er beging an der Frau, die er so heiß geliebt hatte und deren Angedenken er fast mit Aengstlichkeit festhielt; er sagte sich das oft und oft, wie zu seiner eigenen Beruhigung. Es war ein künstlerisches Wohlgefallen an Theresa's Schönheit, es war Dankbarkeit gegen das weiche Gemüth, welches die kleine Waise so zärtlich beschirmte, ein süßes Behagen, ein wonniges Heimatgefühl, welches ihre warme Natur verbreitete. Mit dem Instinct der Kinder hatte auch das kleine Mädchen das begriffen; so liebreich Esther

war, das Kind zog den Sonnenschein der über Theresa's Wesen lag, dem sanften Ernst vor.

„Wie glücklich Veronika bei Ihnen ist!“ sagte Richard.

„Und doch wird auch dies Glück enden, wie so manches Andere,“ sprach Theresa. „Nähere Anrechte machen sich geltend und fordern sie zurück.“

„Es giebt keine nähere Anrechte, als die, welche die Liebe ausübt,“ erwiderte er. „Sie hat nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Schwester, sie steht ganz allein in der Welt.“

„Armes Ding,“ sagte sie mitleidig. „Ich weiß es wohl, daß sie ohne alle Verwandte ist, Fräulein Esther, so karg sie sonst in den Mittheilungen über meinen Liebling war, hat das öfter erwähnt.“

Er machte sich plötzlich Vorwürfe, daß Theresa noch immer von dem Vertrauen ausgeschlossen sei, zu dem ihre Theilnahme für Veronica sie berechtigte, um so mehr, da die Unterredung mit Graf Herbert erfolglos geblieben und kein Grund mehr vorhanden war Magdalena's Tod zu verheimlichen.

„Die Geschichte ist kurz und traurig,“ erwiderte er, „sie ist tausend Mal dagewesen und hat immer denselben Anfang und dasselbe Ende. Ich kenne ein wenig

davon und soviel ich weiß, kann ich Ihnen erzählen: „Veronika's Mutter war jung und schön, sie hatte eine glückliche Kindheit gehabt, eine trauliche Heimat und liebende Augen hatten sie sorgsam behütet.

„Aber über Nacht kam der Tod und nahm ihre Theuren hinweg; sie verließ die verödete Stätte und trat hinaus — unerfahren, schutzlos und arm. Das einzige was sie mit sich nahm in die fremde Welt, war die Liebe eines ehrlichen Mannes.

„Sie kam in neue und glänzende Verhältnisse und als sie bewundert und ausgezeichnet wurde, vergaß sie die arme, einfache Heimat und das Herz, das ihr gehörte. Blicken Sie nicht so streng, Comteß, sie war ja ein Kind; es ist so natürlich, daß der Glanz sie erfreute und die heimliche, schmeichelnde Liebe berauschte. Sie legte den unscheinbaren Schmuck der Kindheitserinnerungen ab und griff nach den funkelnden Diamanten, die man ihr bot, — wie konnte sie wissen, ob sie echt waren! Sie wurde eines vornehmen Mannes Frau, sie gab ihm Alles, was das Herz des Weibes zu geben hat und eine Zeitlang war sie glücklich.

„Eine Zeitlang nur; dann verblaßte der Traum und als sie erwachte, sah sie sich verrathen und ver-

lassen. Sie hatte ihr freudloses Leben, das unsägliche Bangen nach einem vertrauten Freundeswort, ihres Mannes Kälte und Vernachläßigung mit dem Muth einer Heldin getragen, erst die Erkenntniß, daß er ein ehrloser Schurke war, brach ihr das geduldige Herz.

„Wie hat sie gekämpft gegen ihr Schicksal und sie war allein, immer allein! Den letzten bittren Kampf führte sie gegen den Tod; sie wehrte sich mit der Verzweiflung der letzten Kräfte, denn sie wollte ihr Kind in die alte, traute Heimat retten und bei denen sterben, die es schützend aufnehmen sollten. Die Mutterliebe ist allmächtig, Comteß, es liegt eine göttliche Kraft in ihr, denn selbst der Tod, der Unerbittliche, blieb voll Scheu zurück hinter ihren wankenden Schritten, bis sie das ferne Ziel erreicht hatte."

Die Erinnerung mit allem Weh jener Stunde machte ihr Recht geltend und er schwieg einige Secunden, bis Theresa leise seine Hand berührte.

„Ja so" sagte er auffahrend, „sie starb! Von allem Reiz und aller Güte die sie geschmückt hat, ließ sie nichts zurück, als das, was auf ihr Kind übergegangen ist."

„Und die Mutter?" fragte das junge Mädchen mit plötzlichem Ahnen.

Er rang mächtig mit seiner tiefen Bewegung — „sie hieß Magdalena!“ sagte er dann. Er drückte das Kind mit Ungestüm an sich, aber das kleine Mädchen war erschrocken und strebte zu Theresa zurück.

„Lassen Sie mich aussteigen, Comteß,“ bat er, „die Erinnerung wühlt alle Schmerzen vergangener Tage auf und Sie sollen mich nicht schwach sehen — Sie nicht.“

Er rief dem Diener, der den Schlag öffnete, reichte ihr die Hand und ging, den schmalen Graben überspringend, der am Wege herlief, in den Wald, an dessen Rande sie gefahren waren.

Mit einem eigenthümlichen Gefühl sah Theresa nieder auf das schöne Kind an ihrer Seite. Nicht ihr gehörte Richards Interesse, Magdalena's Kind war es gewesen, das ihn in ihre Nähe gezogen hatte. Ein bitteres, ein eifersüchtiges Gefühl wallte in ihr empor, wie einst, da sie in ihrem Heimatlande der blonden Madonna die Ehrfurcht verweigerte. Aber es war nur ein Moment, nur eine Wolke, die vorüberzog, dann gewann ihr gutes Gemüth, ihr reiches, edles Empfinden den Sieg.

„Kleine Veronika — kleine Veronika,“ sagte sie zärtlich, „ich will Dich doppelt lieben!“

# Viertes Capitel.

---

Der Wein am Pfarrhause, der in Blüthe stand, als das junge Paar einzog, begann sich roth zu färben, eine Mahnung, daß die Flitterwochen vorüber seien, wie die junge Frau neckend ihrem Mann begreiflich zu machen strebt, wenn er sie festhält an seinem Studirtisch oder sie in ihren häuslichen Geschäften stört.

Er will das nicht glauben; seine Blicke folgen ihr voll Freude und Glück während sie geräuschlos waltet und wie sie sich lächelnd nach ihm umwendet, sehen wir in Esthers kluge, ernste Augen.

Sie war sein geworden, lange schon eins mit ihm in Liebe war sie es nun auch im Glauben; treu und fest verbunden für alle Zeit.

Die Wandlung, die sich fern von ihm vorbereitet hatte, als sie in England in einem christlichen Familienkreise täglich den Geist der Liebe athmete, die sich mehr begreift in Thaten, wie in Worten, vollzog sich dauernd als sie Wochen lang unter dem unmittelbaren Einfluß des theuren Mannes, und vereint mit ihm, an Magdalena's Schmerzenslager stand. Das klare, milde Trosteswort, das so oft die irrenden Gedanken der Kranken lichtete und beruhigte, ging auch Esthers Herzen nicht verloren, erst an dieser Stätte verstand sie ihn vollkommen und in der nämlichen Stunde, wo der Tod Magdalena's Bande löste und sie frei machte von allem Erdenschmerz, vernahm die Jüdin, die weinend an ihrem Sarge kniete, gläubig die Versicherung des Herrn, die Werner ihr wiederholte: „Heute noch wird sie mit ihm im Paradiese sein."

Es war der erste Sonnenblitz der aus dem dämmernden Glauben brach, aber Esthers ruhige Natur erwartete den Tag bevor sie ihn verkündete. Sie war von Werner geschieden, ohne mit ihm von sich selbst zu sprechen, Magdalena's Kind und dessen Zukunft war der einzige Mittelpunkt aller Besprechungen und Beschlüsse. Aber die kleine Veronika wurde nun die nächste

Veranlassung zu einer eifrigen Correspondenz und eines Tages kam ein Brief, in welchem unten am Rande die wenigen Worte standen: „Heute habe ich zum ersten Male in Ihrer Kirche gebetet!“

Es waren so wenige Worte, aber sie erschlossen dem Pfarrer eine ganze Zukunft. Wie theuer ihm Magdalena's Kind auch war, wie heilig ihr Vermächtniß, — in dieser Stunde trat sein eigenes Glück in den Vordergrund. Er sprach Esther nicht von seiner Liebe und fragte nicht nach der ihrigen, er war ja ihres Herzens so sicher, daß es ihm wie eine leere Formel erschienen wäre.

„Wann kommen Sie zu mir?“ antwortete er und weiter nichts.

Den Bescheid gab diesmal der alte Ruben. Er ließ es durchschimmern, daß die doppelte Trennung von seinem Kinde ihm einen Kampf kostete, aber er gab doch seinen Segen. „Meine Esther ist wahr durch und durch, und sie soll es bleiben,“ schrieb er. „Die schlimmste Lüge, die der Mensch begeht ist die an seiner eigenen Ueberzeugung. Im Frühling wenn das Eis geschmolzen ist, und die Fahrt nach Ihrer öden Insel nicht mehr gefährlich, mögen Sie sie sich holen.“

Aber das Schicksal war Werner freundlicher, als seine eigenen bescheidenen Wünsche; die Insel, auf der er mit Esther so Schmerzliches erlebt hatte, sollte nicht die Stätte seines jungen Glücks werden. Als Schnee und Eis geschmolzen waren und Esther in den Bund des Christenthums eingetreten, trug man den alten Pfarrer von Kettenstein zu Grabe und die freundliche Pfarre, an welcher Graf Wolf Patronatsrechte ausübte, wurde dem Schwiegersohne des alten Ruben als schönstes Hochzeitsgeschenk geboten.

Die Vermählungsfeier, die Uebersiedlung an den neuen schönen Berufsort des Bruders bildete für Richard den Vorwand, seine Abreise immer noch hinaus zu schieben, obgleich seine Unterredung mit Herbert so gänzlich resultatlos geblieben war. War es der Wunsch, der Zeuge eines Glücks zu werden, das ihm selbst verloren blieb, war es die Sorge um das Kind der Frau, die das Ideal seiner Jugend und die Sehnsucht seiner Mannesjahre gewesen war, oder fesselte ihn das lang entbehrte Gefühl, unter Menschen zu sein, die ihn als eng zu sich gehörig betrachteten, genug das Scheiden fiel ihm schwer.



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Immer noch wurde Magdalena's Rückkehr und ihr Tod verschwiegen, immer noch das Geheimniß gewahrt, das ihre Geschichte umschwebte. Richards tief verletztes Gefühl duldete keinen Zweifel an der Wahrheit ihrer Aussage, jedes ungläubige Lächeln, jeder mitleidige Blick, der auf Veronika gefallen wäre, hätte ihn getroffen, wie ein persönlicher Vorwurf, daß er nicht verstand die Rechte des Kindes geltend zu machen. Aber je verlassener es ihm erschien, je leidenschaftlicher liebte er es und die Freistatt, die sich dem kleinen Mädchen in Werners Hause eröffnete, die mütterliche Sorgfalt, die Esther ihr zeigte, gewann der neuen Schwägerin schnell sein Vertrauen.

Ob er aber die Kleine trotz alledem nicht lieber in Theresa's Armen sah, ob die frische Liebe ihm nicht wohl that, die dem Kinde nur seiner selbst willen, nicht aus Rücksicht auf einen geliebten Gatten oder im Andenken an die Frau zu Theil wurde, die fern am Meeresstrande ihr Leid verschlief, das fragte er sich selbst oft, wenn er voll heimlicher Befriedigung sah, wie wohl es Veronika oben im Schlosse war, als sie während der Hochzeitsreise des neuvermählten Paares der jungen Comteß auf deren lebhafte Bitten überantwortet wurde.

Auch er war dort ein Gast gewesen und zuweilen, wenn er an Theresa's Seite von dem Altan hinabschaute in das lachende Thal, das in sommerlicher Schönheit zu ihren Füßen lag, wenn er den frischen, mächtigen Strom des Lebens dahin treiben sah, das Wogen und Drängen, das Schaffen und Wirken, dann ging es wie Frühlingswehen durch seinen gebeugten Geist und die Welt erschien ihm wieder schön.

Das rastlose Suchen und Sehnen nach der Verlorenen hatte nun aufgehört und in der Ruhe der selbst schmerzlichen Gewißheit würde er haben gefunden können, wenn die an Magdalena begangene Schuld gesühnt wäre.

Aber die Ueberzeugung, daß Graf Herbert der Mann sei, dessen feiger Verrath ihr das Herz gebrochen hatte, die vollkommene Straflosigkeit, in der er lebte und neues Glück und neuen Genuß suchte, ließen ihn zu keiner Genesung kommen. Wahrheit, Wahrheit, das war es wonach er lechzte. Er durfte nicht Rücksicht darauf nehmen, ob er Theresa's Vater in seiner heilig gehaltenen Familienehre tödtlich verletzte, wenn er in dem letzten Sprossen des edlen Geschlechts den alten Namen beschimpfte und mit dem Kriminalgericht in Be-

rührung brachte, aber das Bewußsein seines Strebens war es, was sich zwischen ihn und die gräfliche Familie drängte und ihn hinweg trieb von dem gastlichen Herde. Nicht offene Freundschaft wollte er tauschen gegen heimliche Feindschaft, sein gerader Sinn lehnte sich dagegen auf. Zwei Tage nach Werners Einzuge, als er Theresa vertraut, wer des Kindes Mutter sei und nachdem er ihrem Vater mitgetheilt hatte, wen er für den Schuldigen erachte, reiste er ab.

„Nach Wien, zu meiner Staffelei," hatte er gesagt, als der Pfarrer ihn fragte, „aber welchen Weg ich nehme und mit wie langem Aufenthalt, das dürft Ihr mich nicht fragen."

Nun waren zwei Monate vergangen, ohne daß er etwas von sich hatte hören lassen und der Pfarrer mußte seiner jungen Frau immer wieder versichern, daß das ein alter, eingewurzelter Fehler seines Bruders sei, der aber keine Veranlassung biete, sich um ihn zu sorgen.

Werner hatte mit seiner Esther sich nun häuslich eingerichtet, Umschau gehalten in dem Wirkungskreise, der ihm angewiesen war und gefunden, daß das Schicksal ihn reich bedacht hatte.

Wie er mit seinem Buche in der Weinlaube seines Gartens da saß, nach der Thätigkeit des Morgens, mit ruhigem Behagen des schönen Herbstnachmittages sich erfreuend, gab er das Bild häuslicher Glückseligkeit, und die junge Hausfrau, die über den Kiesweg des sorglich gepflegten Gartens daher schritt und eigenhändig das Kaffeegeschirr trug, vervollständigte es.

„Warum läßt Du Dir nicht helfen, Esther? Du bist so schwer beladen," sagte er, als er gewahrte, daß sie außerdem am Arm noch einen Korb mit ihrer Arbeit, mit Zeitungen und Büchern trug.

„Weil die Leute mir nicht so lange anmerken dürfen, daß ich ein verwöhntes Stadtkind und nicht unter ihnen aufgewachsen bin," erwiderte sie, den Teller niedersetzend. „Ich will nun einmal eine echte und rechte Frau Pfarrerin werden, auch äußerlich; will lernen angreifen und mich selbst bedienen, um ihnen durch meine kleinen Leistungen, die den Anlaß zu allerlei Berührungen und Kritiken geben, vertrauter und bekannter zu werden."

„Du bist immer meine gute und kluge Esther," erwiderte er scherzend. „Welche Talente entfaltest Du,

was vereinigst Du Alles in einer Person! Gattin, Hausfrau, Krankenpflegerin, Lehrerin, Gärtnerin —“

„Und nun Briefträgerin,“ sagte sie auf den Scherz eingehend. „Für den Augenblick ist Dir die Ausübung dieses Berufs doch wohl die angenehmste.“

Er griff nach dem emporgehaltenen Briefe in sichtlich froher Ueberraschung. „Von Richard,“ rief er, „endlich!“

Er wollte das Couvert erbrechen, dann reichte er es über den Tisch seiner Frau hin. „Lies Du ihn mir vor, mit Deiner schönen klangvollen Stimme, das ist mir ein doppelter Genuß.“

„Ja doch,“ bekräftigte er, als sie zögerte und er einen Einwand in ihrem Gesicht las, „sind wir nicht eins, bist Du nicht, wie Richard es selbst versichert, seine treue, liebe Schwester?“

Sie ließ sich überzeugen, setzte sich ihm gegenüber und faltete den Brief auseinander. „Zwei, drei Bogen, er holt alles nach,“ sagte sie, „das giebt eine ganze Nachmittagslectüre.“

„Ueberlege es Dir, mein guter Werner,“ las sie, „ob Du mir Einlaß gewähren willst, nachdem ich so lange geschwiegen habe, denn ich komme ohne irgend

eine Entschuldigung, nur mit einem Herzen voll Reue; ich bin eben der alte unverbesserliche Sünder.

Gleichgültigkeit ist es nicht, die mich fern hielt, Gott weiß es; aber das Unvermögen den Ton zu finden, der zu dem vollen Accord Eures Glückes stimmt. Wir mußten erst Beide die nöthigen Uebergänge machen, damit der Klang harmonisch werde.

Du bist jetzt eingelebt in Deine neue Welt und ich, in die alte Einsamkeit, die mich lockte und nun doch trotz eifriger Arbeit, nicht voll befriedigt. Das macht, ich habe nach so langem Irren und Wandern wieder den Zauber der Häuslichkeit gefühlt, den ich entbehrt habe seit den Tagen, wo ich mit Dir in den Ferien zu den Eltern heimkehrte und wo sie die Arme ausbreitend auf der Schwelle stand. Weißt Du es noch, Werner? Wie lange ist das her und wie frisch die Erinnerung!

Es hat mir manchmal gefehlt keine Heimat mehr zu haben; nicht in der ersten Zeit, wo die Eltern gestorben waren, Du weißt, da dachte ich selbst daran ein Nest zu bauen, aber in der langen Zeit, die dann folgte, wo Jeder von uns gesondert in der Welt stand und um das Stück Boden unter den Füßen rang. Du hast nun eine glückliche Häuslichkeit, diesen Schmuck des Lebens

erworben, und ich den Ruhm. Ach, Werner, er ist kalt, wenn uns nicht die Liebe dazu lächelt, er läßt das Herz leer!

Zuweilen ergreift mich eine unbeschreibliche, eine ganz unmännliche Sehnsucht und ich weiß nicht wohin und nach wem. Nach Dir, Du treuer Freund meiner Jugend, nach Theresa neben der Veronika in dem stillen Burggarten spielt, oder nach dem verlassenen Grabe am Meeresstrand, wo sie schläft?

Des Kindes Zukunft — das ist die bewegende Frage meines Lebens nach jeder Richtung hin und ich bin dem Schicksal dankbar, daß es mir etwas zu sorgen giebt. Sie ist nun mein eigenes Kind; ich denke oft und viel an sie, aber, ist es nicht eigenthümlich, ich vermag ihr Bild nicht mehr von Theresa's Bilde zu trennen, ich kann nicht denken an die Eine ohne die Andere. Es liegt etwas wohlthuend Warmes in der Liebe, die sie über meinen verlassenen Liebling ausströmt, etwas Erquickendes in dem Hauch frischen Lebens, den sie um sich verbreitet, in der Freudigkeit mit der sie das Dasein erfaßt und spielend oder beharrlich die Hindernisse überwindet, die es ihr bietet.

Ich gönne Graf Wangerloh diesen kostbaren Schatz,

nach den bittern Enttäuschungen und Kämpfen seiner Jugendzeit; das Stück Wegs, das sie noch zusammen gehen, wird sie ihm leicht machen.

Wenn wir den Wechsel der Zeit an uns selbst nicht bemerken, so gewahren wir ihn an Andern. Wie hat ihr Charakter, der unentwickelt so viel Sprödes und Herbes zeigte, sich prächtig heran gebildet, welche Kraft und Elastizität liegt in ihrem frischen Geist, welche Weichheit und Liebe in ihrem Gemüth neben allem klar bewußten Wollen. Ihr Wesen wird zum Segen für Veronika werden, wenn ihre Liebe zu dem Kinde von Dauer ist.

Es ist ein Gedanke, der mich sehr beschäftigt. So glücklich ihre Sympathie für Veronika mich macht, so sehr ich geneigt bin, sie als eine Sühne des Schicksals für meinen Liebling anzusehen, so würde sie mir als ein erschlichenes Gut vorgekommen sein, wenn ich verschwiegen hätte, wessen Kind Veronika ist. Theresa weiß es nun, sie hat es nur fester an ihr Herz genommen, aber nicht so Graf Wangerloh, als ich ihm den Vater nannte und ihn dadurch in seinem Rechtlichkeitssinne und seinem Familienstolze empfindlich verletzte. Wie wenig er seinem Neffen auch geneigt scheint, diese

Infamie will er ihm nicht zutrauen, er wies ſtolz einen Verdacht zurück, durch den er ſein Wappenſchild verletzt glaubt.

Ja, über den Hochmuth der Menſchen, auch der beſten, vorurtheilsfreiſten! Als ob Jemand durch die Nichtswürdigkeit eines Familienmitgliedes weniger hart betroffen würde, wenn er nicht ein Dutzend ſeiner Vorfahren aufzählen kann und nur von ſich ſelbſt weiß, daß er ein ehrlicher Kerl iſt! Graf Wolf, der ſonſt ein liebenswürdiger hochachtbarer Mann iſt, verlangte alles Ernſtes von mir, ich ſolle dies dunkle Geheimniß, das Magdalena mit ſich in's Grab genommen und deſſen Löſung ihr nicht mehr zu gut komme, ruhen laſſen, um nicht die Brandfackel der Verleumdung und des ungerechten Verdachtes in ein altehrwürdiges Geſchlecht zu ſchleudern. Jeder Eclat iſt ihm furchtbar, er ſtellte ſeinen unangetaſteten Familiennamen über Veronika's Rechte. Eine Kälte hat ſich deshalb zwiſchen uns eingeſchlichen, trotz der Dankbarkeit, die er mir zu ſchulden glaubt, daß ich Thereſa etwas von dem Blute überließ, von dem ich heute den letzten Tropfen mit Freuden dahingäbe, um ſie glücklich zu ſehn. Mein Blut — aber nicht Magdalena's Ehre, oder Veronika's Rechte.

Er redete von dem Schiedsrichterſpruch Deines Schwiegervaters, dieſes weiſen Daniels, den ich aufrichtig verehre, der aber diesmal doch im Dunkeln tappt. Er deutete einen Vergleich an, um mich zu befriedigen und gab dadurch das Eingeſtändniß, daß er ſeinen Neffen der That doch nicht für ſo unfähig hält, als er zugeſteht. Thereſa's Herzenstact ließ es aber nicht dazu kommen, ſie griff ein mit der Raſchheit und Lebendigkeit, die ihr Vorrecht zu ſein ſcheint in allen Angelegenheiten, die ſie mit betreffen und mit der leidenſchaftlichen Energie früherer Tage identificirte ſie ſich mit mir.

„Er will nicht Gnade, er will Recht für Veronika, Papa," ſagte ſie mit blitzenden Augen, „und Niemand darf ihn hindern es zu ſuchen. Wie der Richterſpruch auch ausfalle, das, was ihr immer bleibt, als Anſpruch an uns iſt meine Liebe."

Wie vorurtheilsfrei, wie muthig und ſtolz!

„Gilt Dir die Ehre des Hauſes ſo wenig, Thereſa?" fragte ihr Vater ſie ſo ernſt und tadelnd, wie ich es noch nicht gehört hatte.

„O nein Papa, ich ſchätze ſie hoch," erwiderte ſie, „ſo lange ſie echt iſt. Mehr als der Name, gilt mir

das Bewußtsein, Du bleibst doch derselbe, wenn Herbert sündigt?“

Er wandte sich unmuthig ab. „Gewiß Papa,“ fuhr sie fort, „ich würde dankbar sein, wenn jede Scham uns erspart bliebe, ich würde große Opfer bringen, aber Du kannst sie nicht fordern von dem Betroffenen. Solch ein Opfer müßte freiwillig dargebracht werden und dazu gehört die Ueberzeugung, daß für Veronika kein Gewinn aus der Anerkennung eines solchen Vaters erwächst, die Gewißheit Niemand zu schädigen und“ — setzte sie zögernd hinzu, „ein großer Grad von Freundschaft für uns.“

Als ob ich ihr nicht treu ergeben wäre, als ob Veronika ihr nicht innig zu danken hätte.

Aber aufgeben kann ich das Ziel nicht, das ich mir gesteckt habe, so fern es mir jetzt auch noch liegt. Vorläufig ist Waffenstillstand, allein der Gedanke, daß jeden Augenblick die Feindseligkeiten ausbrechen können, ließ keinen recht gemüthlichen Ton mehr zwischen dem Grafen und mir aufkommen.

Das war es, was ein wenig unbehaglich, wie eine finstere Laune von mir Dich berührte bei Deiner Heimkehr und ich sprach mich gegen Dich nicht aus, um

mit den schlimmen Erinnerungen und den unversöhnlichen Entschlüssen nicht gleich Wermuth in Euren Freudenbecher zu gießen. Aber nun weißt Du es und nun mußt Du es mit Dir selbst ausmachen, ob Du, als Magdalena's Freund und Beschützer, meinen Weg billigst, oder als Verkünder christlicher Liebe ihn tadelst.

Laß mich wissen, ob mein Verdacht, der den Grafen so verdrossen einen Einfluß auf Euer gegenseitiges Verhältniß zu einander gehabt hat; ob Veronika noch denselben Platz in der gräflichen Familie einnimmt. Sage mir auch nebenbei, ob Theresa meiner manchmal gedenkt mit der alten Freundschaft früherer Tage.

Ueber mir singt eine Mädchenstimme: „Es ist bestimmt in Gottes Rath," und stört damit meinen Gedankengang. Ich denke darüber nach, warum das so ist. Magdalena sang es mir am letzten Abend, wo wir zusammen waren — heute noch weiß ich wie froh ich einfiel: doch mußt Du mich auch recht verstehn, wenn Menschen auseinandergehn dann sprechen sie auf Wiedersehn!

Ich habe den Glauben verloren an den schönen Trost. Was legt sich nicht Alles trennend zwischen die Menschen — der Tod, die Verhältnisse, auch des eignen Herzens Härtigkeit.

Es kostete einige Mühe mein lang verwaistes Atelier wieder herzustellen, denn der Staub von acht Monaten lag darauf. Ich gedachte, vierzehn Tage fortzubleiben, als ich einem plötzlichen geheimnißvollen Drange folgte und Dich aufsuchte auf der einsamen Insel, es sollte eine kleine Unterbrechung sein in meinem Leben und es ist ein Wendepunkt geworden. Denn das Suchen und Bangen hat nun aufgehört, sie ist geborgen, ach, so sicher und tief und ich weiß sie immer zu finden. Ich kämpfe nicht mehr mit der Ungewißheit und den beängstigenden Bildern, die sie herauf beschwört; vor mir steht ein unabänderliches Schicksal.

Das Zusammensein mit Theresa ist nicht ohne Einfluß auf mich geblieben. Sonst pflegte ich sie zu erziehen, oft rauh und ungeduldig genug, jetzt erzieht sie mich ohne Worte, durch ihr Beispiel. Ist es wirklich bergab gegangen mit mir, oder ist sie so hoch emporgewachsen über die Grenzen hinaus, die meine Kurzsichtigkeit ihr steckte? denn was ich bekämpfen wollte sind ihre besten Eigenschaften nun sie sich geklärt haben, ich möchte und könnte sie nicht anders denken.

Ich arbeite fleißig, nun meine Räumlichkeiten wieder wohnbar gemacht sind — ich bin bei der Unter-

malung eines großen figurenreichen Bildes, einer italienischen Weinlese. Mir fehlt unter den vielen Köpfen der eines halberwachsenen Mädchens, Du könntest mir den Studienkopf schicken, der über Deinem Schreibtisch hängt, ich kann ihn außerordentlich gut verwenden.

Das Bild war nicht bestellt, ist aber schon auf der Staffelei in der Untermalung verkauft und zu einem Preise, den ich wohl mehr der Mode, die sich meiner Schöpfungen bemächtigt hat, als dem Werth des Bildes verdanke. Wie oft träumte ich von diesen Erfolgen in früheren Tagen, wo ich Ruhm und Gold ersehnte um Magdalena das Leben licht und schön zu machen. Nun habe ich das Alles und sie fehlt; es giebt Niemand, der sich des Glanzes freute, oder ihn auch nur gebrauchen könnte.

Vielleicht doch, — Veronika; sie ist ja mein Kind.

Dein Schwiegervater sagte mir bei Gelegenheit Deiner Hochzeit, daß er, wie wir übereingekommen, das Blutgeld, welches sich in Magdalena's Koffer fand, und das sie als die Summe bezeichnete, die Graf Herbert ihr gegeben, dem Waisenhause überwiesen habe. Vorgestern ist durch meinen Banqier eine gleiche Summe

als Ersatz an Herrn Ruben abgegangen, der sie für Veronika verwalten mag.

Es ist mir ein süßes Gefühl, so etwas Vaterrechte zu üben, ich liebe das Kind, als ob Magdalena es mir geboren hätte und ich frage mich seit einigen Tagen, vielleicht hervorgerufen durch Theresa's Bedenken, was Veronika durch die Anerkennung eines solchen Vaters gewönne, was ich wohl empfinden würde, wenn ich Sieger bliebe in dem Kampf, wenn ich ihn gedemüthigt zu meinen Füßen sähe und ihm Veronika abtreten müßte. Bedingungslos, auf Gnade und Ungnade. Magdalena's Kind, das sie sterbend in unsere Arme gerettet! Das wäre ein Sieg gewonnen und der andere verloren — den Preis erhielte doch er.

Zwei Tage später.

Der Brief ist nicht fortgekommen, ein Besuch unterbrach mich, ein Fremder, der mir empfohlen war und den ich nach der Bildergalerie begleitete.

Ich wollte, ich hätte es nicht gethan, heute noch durchschüttelt mich die Aufregung, die ich dort empfunden. Unter dem nicht allzu zahlreichen Publikum begegnete ich Baron Schleiding einem Kunstenthusiasten, der ebenfalls als Begleiter von Fremden dort war. Als

gängigen Modeartikel glaubte er mich seiner Freundin vorstellen zu müssen und ich hatte keine Gelegenheit mich dem zu entziehen, da die Dame ziemlich nahe stand.

„Gräfin Wangerloh," schlug es an mein Ohr und im nächsten Augenblick begegnete mein Blick auch dem des Grafen Herbert, der hinzugetreten war. Ich weiß nicht was Baron Schleiding in seiner redseligen Weise hervorbrachte, das Blut stieg mir siedend heiß zu Kopf und ich sah wie durch einen rothen Nebel. Ich weiß nur, daß die Dame allerhand Ueberschwängliches sagte, auf das ich nicht zu antworten brauchte und daß ich dankbar war, daß sie die Kosten der Unterhaltung allein trug.

Werner, Werner wie hasse ich ihn; mein Leben gäbe ich für eine Stunde der Vergeltung!

Es dauerte nicht allzulang, bis ich meine volle Selbstbeherrschung wieder hatte, jedenfalls noch früher, als er, denn er machte den Versuch sich abzuwenden. Er hat furchtbar gealtert. Ist es die mißbrauchte Jugend oder ist es die heimliche Qual der Gedanken, die dieses Gesicht so verändert hat? Wir redeten kein Wort mit einander, wir haben Alles gesprochen was zwei Menschen einander sagen können, so erschöpfend,

daß nicht mal eine armselige Höflichkeitsphrase übrig geblieben ist.

Aber seine Gemahlin, die in mir den Landsmann begrüßte, war desto redseliger und zu seinem deutlich erkennbaren Verdruß ließ ich mir von ihr berichten, was nur irgend unter so oberflächlichen Mittheilungen interessant für mich sein konnte.

Sie ist eine leidlich hübsche Frau von determinirtem Auftreten: meine Reisepläne, meine Güter, meine Dienerschaft, war die Ausdrucksweise, die vielleicht gegen ihre Absicht die Stellung kennzeichnete, die ihr Mann zu ihr und ihrem Reichthum einnimmt. Sie erzählte von ihrer achtmonatlichen Reise, sie sind im Winter und Frühling in Italien gewesen, dann in der Schweiz und Tyrol und kehren nun über Wien zurück auf ihre Güter.

„In Erwartung eines Familienereignisses," sagte die Dame und es war unschwer zu errathen was sie meinte. Graf Wangerloh erwartete abermals Vaterfreuden; das Kind das ihm diese Frau giebt, wird weicher gebettet werden, als Veronica, alle jene Rechte ungeschmälert in Empfang nehmen, die man ihr geraubt hat. Es ist hart, aber es ist wahr. Der Reichthum

und die Macht der Mutter sind der Infamie eines solchen Vaters gegenüber ein wirksamerer Schutz als die treuste, aufopferndste Liebe, die auch den Tod nicht scheut.

Es wird mich interessiren zu hören, wie er zu seinen Verwandten sich stellt nach seiner Rückkehr, oder vielmehr, welche Stellung Graf Wolf ihm anweist, nach den eigenen Erfahrungen die derselbe gemacht und bei dem Verdacht gegen den er doch vergeblich sich wehrt, wenn er das auch nicht einräumt. Die Besitzungen der Gräfin liegen nicht weit von Kettenstein, ein Besuch ist fast unvermeidlich und dann, Werner, dann könnte der Augenblick kommen, wo er Veronika gegenüber steht!

Sie wird ihn nicht erkennen; kein zärtlicher Ruf von ihren Lippen wird zum Verräther an ihm werden; zehn Monate löschen ein ganzes Stück Leben in der Erinnerung eines dreijährigen Kindes aus. Aber er, könnte er zweifeln wessen Kind es sei, wenn es ihn ansieht mit Magdalena's Augen, mit dem wonnigen Reiz, den sie ihm zurück ließ auf Erden?

Stärker als alle seine Bemühungen, es in Dunkel und Vergessenheit zu schleudern, hat das Schicksal es zurückgeführt in den Schoß der Familie. Es ist ja nur eine gütige Fügung, allein Graf Herbert wird

darin eine Berechnung, einen wohlgelungenen Plan von mir erblicken, einen Schritt vorwärts auf der Bahn der Vergeltung und er wird versuchen, mich zum Rückzuge zu zwingen.

Das Wort, „Abwarten," legt sich wieder mit bleierner Schwere auf meine Tage; wie viel Leid hat es mir schon gebracht! Wenn mein Läuterungsproß in der Passivität und fortwährenden Entsagung, in dem Niederkämpfen berechtigter Gefühle liegt, so muß ich bald ein Engel werden.

Mit dieser Aussicht laß mich schließen. Schreibe bald, mein guter Werner, ich sehne mich darnach es schwarz auf weiß zu sehen, daß ich noch irgend wo zugehörig bin in der Welt und ich kann von Dir mit Recht die frohe und gesammelte Stimmung erwarten, die mir manchmal zum Schreiben fehlt. Laß mich ein wenig in Dein Leben hineinschauen und den Blick daran erlaben, den armen Kindern gleich, die frierend draußen stehen und doch sich ergötzen an dem Kerzenglanz der Weihnachtsbäume, die dem Reichen angezündet sind.

Euer Leben, Eure Zeiteintheilung und Wirksamkeit, jeder Raum des Pfarrhauses, wie Ihr ihn benutzt und Eurer Behaglichkeit dienstbar macht, interessirt mich und

wenn Du mir Alles gezeigt und beschrieben hast, dann steige hinauf in das Schloß und den Burggarten, in dem die Rosen blühten als ich fortging und sage mir wie es dort aussieht.

Es liegt eine wunderbare Poesie längst vergangener Zeiten auf diesem stillen, heimlichen Ort, den die grauen Epheuumsponnenen Mauern einschließen. Theresa's Gestalt paßt hinein, als habe man dies Stück mittelalterlicher Schönheit eigens erhalten für sie. So fest und stark wie die Mauern ihrer stolzen Burg ist ihr Sinn und es blühen auch duftende Rosen darin.

Lebe wohl, mein guter Werner, grüße mir Esther innig. Sie ist mir wahrhaft theuer geworden in den schwersten Stunden meines Lebens, eine treue, liebe Schwester, der ich täglich das Glück danke, das sie Dir giebt. Ich bin mit herzlichem Gedenken Euer

Richard.

Die junge Frau faltete die Bogen zusammen und reichte sie ihrem Gatten hinüber. „Es ist ein lieber Brief," sagte sie, „der einen offenen Einblick in sein Gemüth gewährt und wir haben wohl Grund zufrieden zu sein."

Der Pfarrer sah sie etwas verwundert an. „Du

bist deshalb zufrieden, weil Du ihn früher nicht gekannt hast in seiner Frische seinem Vertrauen auf die Menschen und seinem freudigen Lebensmuth."

„Siehst Du denn nicht, daß das zurückkommt?" fragte seine Frau.

„Nein, meine gute Esther," erwiderte er, „ich sehe nur, daß er niedergedrückt und mißmuthig ist, unstät und widerspruchsvoll."

Die Pfarrerin schüttelte lächelnd den Kopf. „Muß ich Dir sagen was die Tageszeit ist lieber Mann? Diese Sehnsucht und Unruhe dieser Mißmuth und Widerspruch sind das Wogen und Drängen der Morgennebel, wenn die Sonne von den Bergen herniedersteigt."

Der Pfarrer blickte zweifelnd auf. „Du kennst ihn nicht, er wird Magdalena nie vergessen!" —

„Das soll und wird er nie," erwiderte sie ernst. „Er wird immer ihr Andenken heilig halten in seinem Herzen, sie kann stets das Ideal bleiben, das ihm begeisternd auf seiner Künstlerbahn vorgeschwebt hat und ihm die Kränze des Ruhms reichen noch aus dem Grabe heraus. Aber er hat Magdalena nur ersehnt, nie besessen, es gab immer eine Lücke in seinem Leben, die sie nicht ausfüllte. Ein Mann wie Richard hat

doch noch größere Aufgaben als nur, an einem Grabe zu trauern; er wird mit seinem Schicksal abschließen und das Dasein neu erfassen. Er hat damit begonnen Magdalena's Kind zu sich emporzuziehn und läßt sein Herz erwarmen und erstarken in der Liebe zu dem kleinen Wesen. Aber das gesunde Mannesherz verlangt sein Recht, es begehrt mehr als ein Ideal, es will eine gleichgesinnte Seele, eine treue Gefährtin seiner Mühen, es will ein trautes Weib, das sich zärtlich und erwiedernd in seine Arme schmiegt."

„Wie Du, meine Esther! — Nun, und dieses Weib heißt?" —

„Wie kurzsichtig Du bist," antwortete sie, „es heißt Theresa."

# Fünftes Capitel.

Der abendliche Schnellzug, welcher von Brüssel kommt, hielt unter der Bahnhofshalle der Residenz. Ein buntes Gewimmel von Reisenden, wohl verpackt in Pelze und Mäntel, um sich gegen die bittre Januarkälte zu schützen, entstieg ihm und zerstreute sich auf dem Perron mit mehr oder minderer Eile, um den Ausgang zu erreichen, oder das Gepäck in Sicherheit zu bringen.

Unter den Bedächtigen folgen wir einem noch ziemlich jungen Manne, der gemächlich sich umschauend, dem Strom der Uebrigen folgt. Es war nichts Auffallendes in seiner Erscheinung weder in den ruhigen ernsten Zügen, noch in den gelassenen Bewegungen und obgleich das Gesicht dunkler gebräunt war als die Sonne des Nordens es zu thun pflegt, war doch seine Mund-

art deutsch, sein Dialect der hier heimische, als er, den Platz vor dem Bahnhof betretend, ohne Zögern den Wagen eines der ersten Hotels bestieg.

Er bestellte ein Zimmer, beorderte einen Imbiß und eine Flasche Wein und sobald er sich gestärkt und etwas Toilette gemacht hatte, befahl er eine Droschke. Er zog nicht lange Erkundigungen ein, sondern mit der Sicherheit eines Menschen, der mit den Verhältnissen und der Oertlichkeit bekannt ist, nannte er Straße und Hausnummern des gräflich Wangerlohschen Palais, das er nach kurzer Fahrt erreichte.

Inmitten der beleuchteten Häuser zu beiden Seiten lag es still und dunkel da. Der Fremde ließ prüfend den Blick an den langen Fensterreihen hinschweifen; sie waren fest verhangen, kein Lichtschein fiel durch die herabgelassenen Vorhänge, nur am Eingang im Dienerzimmer war ein Lampenschimmer sichtbar. Aber er ließ sich nicht dadurch beirren, vielleicht wußte er, daß sich nach hinten, dem kleinen Hausgarten zu, wohnliche Familienzimmer befanden, wo man nach dem Diner den Kaffe zu nehmen pflegte. Er klingelte mit frischem Muth und im nächsten Augenblick öffnete ein Diener die Thür.

„Ist Excellenz zu Haus?“ fragte der Ankömmling.

Der Diener starrte zu der Frage mit unverhehltem Erstaunen in des Fremden Gesicht. „Excellenz?“ widerholte er nur in gedehntem Ton.

„Nun ja, Excellenz, oder auch die Frau Gräfin,“ erwiderte der Herr mit einem Ton leichter Ungeduld, die wohl mehr dem Anstarren des Mannes, als seinem Zögern galt.

„Excellenz ist schon seit anderthalb Jahren todt,“ sagte der Diener, damit zugleich den Commentar zu seiner Verwunderung gebend.

Der Fremde trat sichtlich bestürzt einen Schritt zurück; in seiner Sicherheit, die doch wohl zu groß gewesen war, hatte er an einen derartigen Einwand nicht gedacht. „Er ist todt!“ wiederholte er in einem Tone des Bedauerns. „Aber die Frau Gräfin, — sie ist doch hoffentlich wohl?“

„O, ja, so ziemlich,“ meinte der Diener den Unbekannten mit verschärftem Interesse musternd.

„So melden Sie mich,“ sagte er eine Karte herausziehend.

„Frau Gräfin, Excellenz wohnen nicht mehr hier,

seit der junge Herr Graf verheirathet ist," entgegnete der Diener „und sind außerdem auch verreist."

Diese kleine Widerwärtigkeit schien den Fremden nicht zu betrüben, er verweilte bei der angenehmeren Kunde. „Verheirathet?" rief er und es lag ein froher Klang in seiner Stimme, „treffe ich denn wenigstens den Herrn Grafen zu Haus?"

„Nein," erwiderte der Diener etwas beklommen, „der Herr Graf ist vor zwei Stunden abgereist, um der Beisetzung der Frau Gräfin auf dem Gute beizuwohnen. Die Frau Gräfin und die neugeborene Comteß sind vor vier Tagen gestorben."

„Mein Gott," rief der Fremde erschüttert, „welch ein Willkommen."

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thür neben dem Dienerzimmer. Ein alter grauhaariger Mann trat heraus, der in der hocherhobenen Hand eine Lampe trug, deren Licht scharf auf das Gesicht des Fremden fiel. Aber in demselben Moment fiel sie auch klirrend zu Boden, und der Alte stieß einen Schreckensruf aus.

„Herr Doctor, o Herr Doctor Wangen, oder ist es Ihr Geist?"

Ein kleines Lächeln schlüpfte über die Züge, die bei den Nachrichten des Dieners sich tief beschattet hatten. „Nein, mein alter Jonas, ich bin es selbst — leibhaftig. Da hast Du meine Hand, damit Du siehst, daß sie von Fleisch und Blut ist.“

„Herrgott diese Freude! Nein, diese Freude!“ rief der alte Diener noch immer mit seinem Schrecken kämpfend. „Wie ist so was nur möglich, und was werden der Herr Graf sagen. Ach, Herr Doctor, wie viel Unglück ist der Familie zngestoßen, wie viel! Und nun kommt eine so unerwartete Freude, an die man sich zu glauben fürchtet, so unbegreiflich ist sie.“

Es wehte den Ankömmling warm und heimatlich an aus den Worten des alten Mannes, er trug sich in diesem Augenblick nicht mit Zweifeln ob der Empfang der Herrschaft wohl dem des Dieners entsprechend sein würde; er fühlte sich plötzlich so sehr zurückversetzt in das gräfliche Familienleben, daß das jüngst verflossene Leid, von dem es betroffen war, nahe an ihn herantrat.

„Aber bitte Herr Doctor, wollen Sie sich heraufbemühen in des Herrn Grafen Zimmer,“ fuhr Jonas fort. „Es ist ganz warm dort, das Feuer im Kamin brennt noch und Sie werden sicherlich noch mehr zu

fragen haben, wenn ich auch confus genug antworten werde, ehe ich meinen Kopf wieder zusammen habe. Rasch, Anton, zünden Sie die Gasflammen im Corridor an; eine Lampe in des Herrn Grafen Zimmer, ich kann nichts, nichts, so zittern mir die Glieder."

Er nahm Constantin den Pelz und Shwal ab und ihm voran stieg er die breiten mit schwarzen Teppichen belegten Marmorstufen hinauf, die in die obere Etage führten. Abgefallene Blätter und Blüthen lagen hier und da auf dem dunklen Grunde; in dem Licht der rasch entzündeten Gasflammen, die Tageshelle verbreiteten, sah man erst die Fülle und Pracht der Gewächse, die in Kübeln und Töpfen Flur und Treppenhaus schmückten. Aber die Kandelaber am Fuß der Treppe waren schwarz überzogen, die hohen Spiegel in dem oberen Corridor bedeckte ein Trauerflor und nur verstohlen lugte der marmorne Kopf der Statuen, die sonst den heitern Schmuck derselben bildeten, zwischen den Cypressen hervor, als hätten sie sich erschrocken versteckt vor dem Todtengepränge.

„Hier ist die Frau Gräfin hinab getragen," sagte der alte Diener im Flüsterton, als sei die Majestät des Todes noch nahe, „man hatte es so ganz anders erwartet."

Oben in Graf Herberts Zimmer brannten helle Lampen, der alte Jonas rückte dienstbereit einen Sessel an den prächtigen Kamin, in dem noch die Kohlen glühten.

„Der Herr Oberjägermeister ist schon so lange todt?“ begann Constantin, damit die Aufforderung an den Diener ergehen lassend die Berichte zu vervollständigen, die er nur skizzenhaft bekommen hatte.

„Achtzehn Monat, Herr Doctor. Es war ein großes Unglück, denn er hätte noch lange leben können; er war ja ein so stattlicher, kräftiger Herr. Am Morgen nach einem großen Feste in Tannensee, verunglückte er auf der Jagd durch Entladung seines eigenen Gewehrs.“

„War Graf Herbert damals schon verheirathet?“

„Nein, Herr Doctor; er verlobte sich an dem nämlichen Tage, wo das Unglück auf der Jagd stattfand; eine Trauer- und eine Freudenbotschaft kamen zugleich ins Haus. Die Frau Gräfin Excellenz richtete sich aber doch an der Freude etwas auf.“

„Und mit wem verlobte sich Graf Herbert?“ fragte Constantin mit sichtlichem Interesse.

„Mit Fräulein von Volz, die dazumal auch

gerade in der Trauer um den Großvater war. Die Hochzeit fand, trotz des Todesfalles in Tannensee, schon Ende November statt. Es war besser für die Herrschaften, denn unsern jungen Herrn Grafen hatte das Unglück zu schwer betroffen. Er war gar nicht wieder zu erkennen, so krank und verfallen sah er aus. Dazu kam, daß die Frau Gräfin sich fortsehnte aus Tannensee, dem Tannensee, das ja nun doch geräumt werden mußte, und da einmal eine Aenderung in Allem eintrat, das gnädige Fräulein auch ganz allein in Buchendorf lebte, so wurde die Hochzeit still vollzogen."

„Tannensee geräumt?" fragte Constantin nicht ohne Erstaunen. Er dachte an die gänzlich zerfahrenen Verhältnisse der Familie und fragte sich, wie wohl Graf Wolf sich zu seinen Verwandten gestellt habe.

Der alte Diener errieth seinen Gedankengang, er war zu lange in der Familie gewesen, um nicht etwas von ihren Bedrängnissen erkannt zu haben. „Ja wohl, Herr Doctor; Graf Wangerloh auf Kettenstein hat es in eigene Verwaltung genommen. Er glaubte wohl, es würde unserm jungen Herrn zu viel, da Fräulein von Volz so reiche Güter mitbrachte und fürchtete auch, die Frau Gräfin würde hier zu schmerzliche Erinnerungen

an den Tod des Herrn Oberjägermeisters haben. Aber er hat für Alles gesorgt," fuhr er mit einer Art von Begeisterung fort. „Er war hier Tage und Wochen lang, der Frau Gräfin durfte nichts nahe kommen, was — nun Sie wissen wohl, was der Tod, wenn er unvermuthet kommt, so mit sich bringt. Es ist Alles von Tannensee in die neue Wohnung der Frau Gräfin überführt. Der Herr Graf auf Kettenstein ist noch mit bei der Trauung gewesen und dann — dann ist er allerdings nicht mehr gekommen," beendete der alte Mann etwas verlegen seinen Bericht.

„Und wer lebt jetzt in Tannensee?" fragte Constantin.

„Niemand, Herr Doctor, nur ein Gutsinspector. Im Sommer sind aber die Herrschaften aus Kettenstein vierzehn Tage bis drei Wochen dort."

Ein eigenthümliches Gefühl hielt ihn ab, nach Theresa zu fragen, der Diener erwähnte sie nicht besonders und kam auf seine eigene Herrschaft zurück.

„Es wurde, wie Sie morgen sehen werden, hier Alles umgebaut. Mich behielt der Herr Graf mit dem Wenigen, was er aus alter Zeit mit herüber nahm. Nach der Hochzeit reisten die jungen Herrschaften nach

Italien und wir hofften Alle, der Luftwechsel werde dem Herrn Grafen gut thun. Erst im Sommer kamen sie zurück und gingen gleich nach Buchendorf. Die Frau Gräfin wie das ewige Leben, der Herr Graf, Ihnen darf ich mit allem Respect das wohl sagen, recht gealtert, trotz der jungen Ehe.

Ihren Hochzeitstag feierten sie hier. Da der erste so still verlaufen war wollte die Frau Gräfin ihn festlich begehen, trotzdem die Aerzte abriethen, weil ihre Entbindung nicht mehr allzu fern war. Sie war eine sehr lebenslustige Dame und in dem was sie wollte, ließ sie sich durchaus nicht widersprechen, von Niemand. Allein speisten die Herrschaften nie; sie fuhr noch jeden Abend in Theater und Concerte und drei Tage vor ihrer Entbindung probirte sie einen noch neuen Schlitten, den der Graf bestellt hatte. Er hat sie selbst gefahren, denn sie drohte, vom Kutscher sich fahren zu lassen, wenn man ihr nicht den Willen thue.

Nun, kräftig war sie wohl, aber der furchtbare Nordost, der an jenem Tage blies hat es ihr doch angethan. Schon in der Nacht bekam sie Bruststiche und am andern Morgen hatte sie eine tödtliche Lungenent-

zündung. Vierundzwanzig Stunden später wurde sie entbunden und drei Tage darauf, Herr Doctor, stand der Tod an ihrem Bett."

Der alte Diener senkte betrübt den Kopf. „Es waren schlimme Stunden. Gottlob hat der Herr Graf sie ziemlich gefaßt ertragen. Die kleine Comteß starb nur einen Tag später und nun ist er wieder ganz allein in dem großen Hause. Heute Nachmittag ist er abgereist mit der Frau Mutter nach Buchendorf, wo die Leiche in der Familiengruft beigesetzt wird. Wenn er nun wiederkommt hat er nach so viel Leid doch eine große Freude."

„Du meinst, daß ich wieder da bin?" fragte Constantin zweifelnd indem er sich erhob. „In so herzerschütternden Ereignissen kann es ihm kaum ein wirksamer Trost sein."

„Glauben Sie das nicht, Herr Doctor," rief der Diener eifrig, „man hat es wohl gesehen wie der Herr Graf sich um Sie gegrämt hat. Gerade damals, wie er aus England kam und die Nachricht mitbrachte, daß Sie unter den wilden Heiden gestorben seien, war es, wo alle Welt ihn so krank und verändert fand. Es war auch zu viel auf einmal, der Herr Oberjägermeister und Sie! Aber

nun ist ja so viel wieder gut gemacht, und nun, Herr Doctor, verzeihen Sie meine Neugier, nun erlauben Sie mir die Frage, wie es wohl möglich war, daß man Sie länger als ein Jahr für todt ausgeben konnte?“

„Ach, mein alter Jonas, die wilden Heiden nehmen es nicht so genau mit Todtenanzeigen wie unser Civil=standsregister,“ lächelte Constantin. „Sie waren ein wenig voreilig damit und unsere Landsleute etwas leicht=gläubig. Ich erzähle Dir das morgen; jetzt sieh nach meiner Droschke.“

„Wollen denn der Herr Doctor nicht hier bleiben?“ fragte der Diener etwas g. ränkt.

„Unter diesen Verhältnissen und in Abwesenheit des Herrn Grafen nicht. Jedenfalls soll ihm meine Auferstehung von den Todten verheimlicht werden. Wenn Du denn wirklich meinst, daß sie ihm eine so große Freude bereitet, so werde ich ihn überraschen, da ich weiß, daß er keine schwachen Nerven hat wie Du. Jetzt sage mir etwas Anderes. Du spracheſt vorhin von den Herrschaften auf Kettenstein, sind sie im Winter in der Stadt?“

„Ja wohl, Herr Doctor; und der Herr Graf, der fast den ganzen Winter nicht bei uns gewesen ist, war

gestern Abend hier, als die Leiche der jungen Frau Gräfin eingesegnet wurde."

„Hat er hier ein eignes Haus?"

„O, ein prächtiges, das schöne Gebäude auf dem Moritzplatz — jedes Kind kennt es!"

„Nun wohl, dann sieh nach, ob mein Wagen noch da ist und gieb dem Kutscher Auftrag, mich dorthin zu fahren."

Der alte Mann verließ das Zimmer, um dem Befehl nachzukommen und Constantin blieb allein.

Dies Gemach hatte früher der Oberjägermeister bewohnt — wie viele sorgenvolle Stunden hatte er wohl darin verlebt. Nun war das Alles vorüber, der Tod hatte sie ihm abgenommen und sein Sohn hatte sich dies Joch nicht als Erbschaft auferlegen lassen. Der Raum war ausgestattet mit dem äußersten Comfort; Constantin sah mit der beruhigenden Gewißheit umher, daß dieser Luxus jetzt Herberts Mitteln entsprach. Ob der Tod seiner jungen Frau ihm tief zu Herzen gegangen war, oder ob derselbe ihn von einer Fessel befreit hatte? Constantin entsann sich, daß Herbert einer Verbindung mit ihr lange und geschickt ausgewichen war und damals — ja damals war Magdalena in Tannensee.

Unwillkürlich verglich seine Erinnerung die beiden Frauen mit einander, es konnte kaum zweifelhaft sein, zu wessen Gunsten die Wage sich senkte. Das große Bild der Gräfin, das über dem Schreibtisch hing, war mit einem schwarzen Flor verhüllt und diese äußeren Zeichen der Trauer waren fast zu ostentatiös, um auf einen tiefen Schmerz schließen zu lassen.

Die Rückkehr des Dieners überhob ihn der weiteren Betrachtungen, er schärfte demselben nochmals ein, das Geheimniß seiner Rückkehr gut zu bewahren und fuhr nach dem Moritzplatz, angenehm gespannt aber nicht in jener athembeklemmenden Erwartung, womit er vor zwei Jahren in Venedig Theresa entgegentrat. Der Gedanke eine gleich lebhafte Ueberraschung hervorzurufen, wie in dem Hause des Oberjägermeisters, wo er lange Jahre zur Familie zählte, lag seiner Beschcidenheit fern; er hatte sich lange mit unerbittlicher Deutlichkeit gesagt, daß er nur als Arzt, der in einer Stunde schwerer Gefahr an Theresa's Bette gestanden einen Anspruch an ihre Erinnernng habe. Er fragte nur nach dem Grafen und sandte, als er hörte, daß derselbe zu Haus sei, seine Karte hinein.

Es währte einige Minuten, ehe der Diener wieder

erschien, und dann mit einem Ausdruck sichtbarer Verwunderung. Er öffnete ein hell erleuchtetes Vorzimmer und auf der Schwelle der gegenüber liegenden Thür stand erwartungsvoll Graf Wolf.

„Wangen! stehen die Todten auf — sind Sie es wirklich?“

Er hatte ihm beide Hände entgegengestreckt, das ursprünglich warme Wohlwollen, welches er stets für den Arzt empfunden, sprudelte lebhaft hervor in diesem Augenblick freudiger Bestürzung und drängte das Mißtrauen zurück, das sich seiner zu Gunsten Herberts bemächtigt hatte.

„Wo sind Sie gewesen — und warum haben Sie uns Trauer anlegen lassen?“ fragte er den jungen Mann in sein Studirzimmer ziehend, „warum haben Sie so lange Zeit geschwiegen?“

„Ich habe mich in der Welt umhergetrieben, Herr Graf, nachdem ich nahe genug am Tode vorbeigeschlüpft bin,“ lachte er. „Es ist nun das zweite Mal, daß er mich fahren ließ, das dritte Mal wird er mich festhalten. Ich habe mit meiner Auferstehung viel Ueberraschungen bereitet und die angenehme Ueberzeugung

gewonnen, daß ich im Ganzen mehr gute Freunde habe, als ich dachte."

„Und Sie rechnen mich hoffentlich dazu?" rief Graf Wolf. „Nun da verantworten Sie sich auch, wie das Alles zusammenhängt."

„Ein wenig Zufall und ein wenig romantische Laune sind zusammen gekommen, Herr Graf; ich wußte daß sie Niemand ernsthaften Schmerz verursachte.

Die ersten Berichte unserer Gesellschaft sind veröffentlicht und Ihnen wahrscheinlich bekannt, da Sie sich seiner Zeit so lebhaft dafür interessirten — meine eigentlichen Reiseerlebnisse darf ich Ihnen vielleicht später erzählen. Wir sind ziemlich beträchtlich vorgedrungen in theilweise noch undurchforschte Gegenden, — aber Terrain und Volksstämme waren einem weiteren Vorgehen ungünstig, unsere Ausrüstung und unsere Mittel waren dafür auch nicht genügend. Bei den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellten, traten wir den Rückzug an und zu jener Zeit wurde ich fieberkrank. Man hat viel für mich gethan; trotz der zunehmenden Ermattung wurde ich, mühselig genug, mitgeschleppt, ja man nahm die Rücksicht, meinetwegen einen Halt von mehreren Tagen zu machen.

Allein als Arzt konnte ich meinen Zustand am besten beurtheilen; fernere Strapazen wären im Augenblick ohne Frage zu groß für mich gewesen und die Lage der Uebrigen, wenn sie bei mir ausharrten, wahrlich nicht beneidenswerth! Die Verhältnisse drängten nicht allein zur Rückkehr, auch der Gesundheitszustand zweier anderer Gefährten fing an mißlich zu werden.

Wenn ich Ihnen später die Details mittheile, statt wie jetzt nur in großen Umrissen zu erzählen, so werden Sie mir sicher beipflichten, daß ich mich dagegen auflehnen mußte unter den gegebenen Bedingungen meine Reisegefährten oder auch nur Einen von ihnen bei mir zu behalten. Die Verantwortung würde mich nur aufgeregt und meinen Zustand verschlimmert haben. Von den beiden eingeborenen Reisebegleitern, die Diener und Dollmetscher waren, ließ man mir den intelligentesten zurück und vielleicht war diese Wahl keine glückliche. Es war verabredet, daß wir sobald meine Kräfte es erlaubten, in Zanzibar zu der Gesellschaft stoßen sollten. Im Fall meines Todes hatte der Diener meine Papiere und Effecten dorthin zu überbringen.

Aber es vergingen Wochen und ich genas nicht; meine Lage fing an sehr drückend zu werden. Im Dorfe

bereiteten sich Feindseligkeiten vor, gegen einen benachbarten Stamm und eines Tages, wo ich recht krank und elend war hatte mich mein getreuer Diener verlassen. Die Papiere, die ich für den Fall meines Todes als wichtig bezeichnet, sowie den Theil meiner Habe, der ihm werthvoll erschien, hatte er mit sich genommen, die letztere behalten und sich mit den Papieren in Zanzibar bei meinen Reisegefährten legitimirt unter dem lügnerischen Vorgeben Geld und Effecten seien von den Eingeborenen als gute Beute zurückbehalten. Er war auf diese Weise nicht allein der lästigen Pflege enthoben, er hatte auch genommen wonach sein Sinn stand und außer bedungenem Lohn und Geschenken eine namhafte Belohnung von meinen Reisegefährten empfangen."

„Der Tausend, das war eine schlimme Lage," rief Graf Wolf.

„Eine sehr fatale. Ich eifere seit jener Stunde lebhaft dagegen, wenn man Diebstahl und Treulosigkeit als Schäden der Civilisation bezeichnet. Ich erholte mich endlich, trotz der elenden Umgebung und des eigentlichen Mangels an Pflege. Da ich nicht völlig ausgeraubt war, sondern außer Geld und kleinen Geschenken für die Eingeborenen auch noch mir sehr werth-

volle Reiseutensilien vor den Augen meines Dieners zu hüten gewußt hatte, so kam ich nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren einige Monate später ebenfalls in Zanzibar an. Meine Gefährten waren natürlich fort. Die Nachricht meines Todes war ihnen bereits vorangeeilt. Körperlich noch matt, geistig noch nicht so frisch, wie ich es auf dieser Reise werden wollte, mit dem Bewußtsein, daß Niemand mich erwartete, daß ich nirgendwo fehle, mit diesem eigenartigen Gefühl, das Sie, Herr Graf hoffentlich nie gekannt haben, das aber kein erhebendes ist, hatte ich keine Eile meinen Platz unter den Lebendigen zu reclamiren. Nennen Sie es Krankheit, nennen Sie es Laune, ich gab mich ihr hin; ich hatte nicht im Entferntesten Lust schon nach Europa zurückzukehren."

„Aber wie war es möglich, daß nicht von Zanzibar aus Ihr Tod widerrufen wurde," rief der alte Herr.

„O, das ist ganz natürlich, Herr Graf. Wäre ich eine durch Geburt oder Wissen bedeutende, bekannte Persönlichkeit gewesen, so wäre die Freudenbotschaft schnell genug über das Meer geflogen; aber Doctor Wangen? Wer kennt ihn und wer fragt nach ihm. Das zu verkünden überließ man sehr einfach mir selbst. Ich

bin dann eine Zeit lang in Egypten gewesen, bin nach Jerusalem gegangen und komme direct aus dem gelobten Lande heim — gestärkt zu neuem Leben."

Graf Wangerloh schüttelte ihm kräftig die Hand, „so seien Sie mir herzlich willkommen, es ist mir eine wahrhafte Freude Sie wiederzusehen, so wiederzusehn," setzte er betonend hinzu.

„Ich habe Ihnen nun das Nothwendigste mitgetheilt, Herr Graf, um mich im Reiche der Lebendigen zu legitimiren," sagte Wangen, „jetzt darf ich gewiß auch meinerseits Erkundigungen einziehen, vor Allem nach dem Wohlergehn der Comteß."

„O, Theresa — es geht ihr vortrefflich. Die deutsche Luft und die stete väterliche Liebe bekommen ihr vorzüglich."

„Sie ist also noch bei Ihnen, Herr Graf?"

„Noch? mein lieber Wangen, nachdem ich sie so schwierigen Verhältnissen abgerungen habe, werde ich mich nicht wieder von ihr trennen. Keine Umgestaltung meines oder ihres Lebens würde das haben bewirken können. Erst das Ende meiner irdischen Laufbahn ist schön! Aber Sie müssen Theresa sehen und mir nur gestatten sie ein wenig vorzubereiten. Sie ist noch nicht

so abgehärtet durch das Leben, um derartig plötzliche Uebergänge ohne eine vielleicht nachhaltige Erregung hinzunehmen."

Er verließ das Zimmer und Constantin blieb mit seiner Erwartung allein. Graf Wolf hatte die Frage nach Theresa nur halb beantwortet, ob sie verheirathet war wurde aus der Entgegnung nicht recht klar und er hatte zu schnell abgebrochen, als daß Constantin Zeit behalten hätte, sich präciser auszudrücken.

Es währte indessen nicht allzu lange, bis der Graf wieder erschien. „Kommen Sie, kommen Sie lieber Doctor, Theresa erwartet Sie. Das überwältigende Erstaunen hat schon der reinen Freude Platz gemacht." Er führte Constantin mit jugendlicher Eile die Treppe hinauf, ein Diener, der erwartend vor einer der Thüren stand öffnete ein Vorzimmer und in dem zweiten hell erleuchteten Gemach, in allem Reiz voll erblühter Schönheit mit glühenden Wangen und freudeleuchtenden Augen stand Theresa.

Ein heller jubelnder Laut entrang sich ihren Lippen, der treuste, wahrste Willkommensgruß der Freundschaft lag darin. Sie war zu erregt, um folgerecht zu fragen, Graf Wolf machte unaufgefordert den Berichterstatter

derjenigen Thatsachen, die er schon kannte und Theresa hörte zu, immer die glänzenden Blicke auf den Heimgekehrten gerichtet, den sie so aufrichtig beweint hatte.

Bald jedoch nahm die Unterhaltung eine ruhigere Färbung an, der Graf und seine Tochter empfanden, daß Constantin nach einer so langen Abwesenheit vom Vaterlande und befreundeten Menschen, ein Anrecht an die Erlebnisse der letzten Jahre hatte und das Gespräch wandte sich zu der Familie des Oberjägermeisters. Eben wollte Graf Wolf die augenblicklichen Verhältnisse derselben darlegen, als die Thür sich leise öffnete und ein kleines blondes Mädchen in derselben erschien. Es blickte etwas befangen auf den Fremden und es entging Constantin nicht, daß bei ihrem Eintritt der Gesichtsausdruck des Grafen wechselte. Ein schneller umwölkter Blick flog zu Theresa hinüber, die aber unbeirrt davon, die Kleine liebreich heranwinkte.

Das Kind leistete gehorsam Folge. „Veronika will gute Nacht sagen," flüsterte es halblaut.

Ein wundersames Gefühl durchströmte ihn — war Theresa verheirathet, war das ihr Kind? Es hatte nichts von ihrer dunklen Schönheit aber dennoch blickte es wunderbar bekannt aus den blauen Augen.

Er reichte ihr die Hand und das kleine Mädchen legte zutraulich die ihrige hinein.

„Wie heißt Du?“ fragte er freundlich.

„Veronika,“ sagte die Kleine deutlich mit der klaren Kinderstimme.

Wieder dieser schnelle seltsame Blick hin und her zwischen dem Grafen und seiner Tochter, der, er fühlte es deutlich, auf ihm haften blieb.

„Veronika,“ widerholte er unbefangen, „das ist ein schöner Name, man hört ihn nicht oft. Und wie heißt Du weiter?“

Das kleine Mädchen sah ihn an und schüttelte den Kopf.

„Sie weiß es nicht,“ fiel Theresa rasch ein, indem sie aufstand und ihm das Kind abnahm, „ich werde es Ihnen sagen, wenn sie fort ist.“ Sie bewegte die silberne Glocke, die auf dem Tische neben ihr stand und eine Wärterin, die draußen im Vorzimmer gestanden hatte, nahm das kleine Mädchen in Empfang und verschwand mit ihm.

„Ist sie nicht ein schönes Kind?“ fragte Graf Wolf, als die Thür sich wieder geschlossen hatte.

Es hatte sich etwas geändert in seinem Ton und

Wesen. Constantin blickte befremdet zu ihm auf. „Sehr reizend, wem gehört sie denn an?“

„Niemand,“ erwiderte Graf Wolf mit einer gewissen Feierlichkeit, „sie ist herrenloses Gut — die Mutter todt — der Vater verschollen.“

„Arme Kleine,“ sagte Constantin im Ton des Bedauerns, „und sie heißt?“

„Veronika Wangen,“ sprach der Graf mit Nachdruck betonend.

Aber Constantin blieb vollkommen unbefangen. „Da sind wir ja namensverwandt, am Ende gar stammverwandt,“ rief er lebhaft. „Wie kommt sie denn in Ihr Haus, Herr Graf, haben Sie die Eltern gekannt?“

„Ich habe mich wenigstens für das Schicksal der Mutter interessirt, für die schöne junge Erzieherin, die aus meines Bruders Hause sich so geheimnißvoll entfernte,“ erwiderte er.

„Magdalena!“ rief der Arzt in höchster Ueberraschung. „Ja, ihr Liebreiz war es, der aus den Kinderaugen grüßt. Und schon dahin — welch furchtbare Erndte hat der Tod gehalten in der Zeit wo ich abwesend war. Wo hat sie denn gelebt während der

Jahre, wo ihre Freunde sie suchten und mit wem war sie verheirathet?“

Selbst in diesem Augenblicke, wo seine ganze Theilnahme erregt war, entging ihm die Spannung in des Grafen Zügen nicht.

„Sie lebte, bis ihr Mann sie verließ, bis sie sterbend sich zurück schleppte zu den Freunden ihrer Kindheit, in London. Sie war schon todtkrank als sie das Ziel erreichte, sie hatte nur wenige lichte Momente; aber ihre Papiere waren in bester Ordnung und sprachen für sie. Der Trauschein lautet auf Dr. Constantin Wangen aus B . . . . und in dem Geburtsschein des Kindes ist er als der Vater desselben aufgeführt.

Es erfolgte eine lange Pause, keine Spur von Bestürzung zeigte sich in Constantins Gesicht; aber er trat einen Schritt zurück und blickte den Grafen prüfend an. Da er die Thatsache nicht begreifen konnte, kam ihm die Furcht, ob Graf Wolf an zeitweiliger Geistesstörung leide.

Theresa war es die das Wort ergriff. „Es ist so Herr Doctor; aber daß es so war, das hat ihr den Tod gegeben. Das Dunkel, welches die Sache umschwebt, bedeckt ein ungeheures Bubenstück! Deshalb sehen Sie

mich doppelt ergriffen, daß Sie, der Todtgeglaubte, wieder unter den Lebenden erscheinen. Gott läßt wohl warten, aber er bleibt nicht aus. Arme, arme Magdalena, endlich ist Dein Zeuge da."

Alle Farbe war aus Constantins gebräuntem Gesicht gewichen. „Ich begreife das Alles noch nicht, nur so viel empfinde ich klar," sagte er, „daß man mich einer Ehrlosigkeit beschuldigt hat. O, Comteß, das war grausam. Ich hatte kein Anrecht auf Ihre Liebe, aber auf Ihren Glauben an meine Rechtschaffenheit doch."

„Ich stritt ja für Sie," rief sie lebhaft, „ich glaubte an Sie immer und überall. Ich sprach Sie frei in jeder Thräne, die ich um Sie geweint, in jedem Wort, das ich zu den Wenigen geredet, die das traurige Geheimniß kennen, in jeder Liebkosung, die das verlassene Kind empfing."

Er sah sie lange und prüfend an. „Sie glaubten an mich zu jeder Stunde," — sagte er endlich tief aufathmend, „wie wohl das thut, Comteß! Nun ist es doch werth, zu leben." Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie — „Jahre löscht dieser Augenblick aus. Aber nun helfen Sie mir, mich etwas zurecht finden in der fürchterlichen Lage worin man mich

hinein versetzt hat. Welche Beweggründe hat man mir untergeschoben, warum hat die Todte nicht selbst die Wahrheit kund gethan?“

„Man zweifelte ihre Zurechnungsfähigkeit an,“ erwiderte Graf Wolf; „und jeder Beweis fehlte. Sie selbst betheuerte fast verzweifelnd, Sie seien nicht ihr Gatte, nicht der Vater ihres Kindes, aber ihre Familienpapiere straften ihre Aussagen Lügen. Veronika trägt Ihren Namen, wer von uns durfte ihr denselben streitig machen? Der Mann, den Magdalena nannte, bekannte sich nicht zu dem Kinde.“

Wie Gewitterleuchten zog es über Constantins Gesicht, man sah wie die Hand bebte, mit der er sich auf den Tisch stützte. „Ich werde ihn dazu zwingen,“ sagte er kurz.

„Kennen Sie ihn denn?“ fragte Graf Wolf betroffen.

„Ein Weib hinweglocken aus dem treuen Schutz der Ihrigen und ihre Liebe verrathen; dem Jugendfreunde feig die Ehre stehlen und ihn beladen mit der eigenen Schmach, sein Kind verleugnen und es der Barmherzigkeit fremder Menschen preisgeben und das Alles ausgeführt mit einem Raffinement ohne Gleichen, das traue ich nur einem Einzigen zu, Herr Graf,“ rief er außer sich.

Der alte Herr wich bestürzt zurück, es lag eine Sicherheit in diesem Ausspruch, die seine geheimsten Befürchtungen bestätigte. „Nein, nein, nennen Sie den Namen nicht, ich will ihn nicht hören, darf es nicht," fiel er heftig ein, „er war rein und glänzend durch Jahrhunderte!"

„Sie kennen ihn also, wissen daß er in Wahrheit beschmutzt ist, Herr Graf? Wehren Sie sich nicht dagegen, Sie sind kein Mann des Scheins, sondern der Gerechtigkeit, und auch der heimliche Gram thut weh. Sie werfen den Glanz von Jahrhunderten in die Wagschale, ich die eigene Ehre; sie wiegt mir eine Welt!"

Graf Wangerloh neigte zustimmend das Haupt und Constantin fuhr fort: „Sie zittern für den Schlag der einen Ihres Geschlechts trifft, was würden Sie empfinden, wenn Ihre eigene Person mit unauslöschlichem Schimpf beladen würde?"

Graf Wangerloh reichte ihm die Hand; „ich begreife Sie vollkommen, aber verkennen Sie auch mich nicht. Es ist mir unsäglich schwer, aus Ihrer Hand gelassen hinzunehmen, wogegen mein Familiengefühl sich so lebhaft gesträubt hat. Niemand gräbt sein eigenes Grab. So lange keine Beweise erbracht sind, so lange

Herbert sich selbst für unschuldig erklärt, sage ich mich nicht von ihm los!“

„Und in Ihrem Herzen, Herr Graf?“

„Ich könnte diese Frage zurückweisen, allein ich wünsche Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben, indem ich sie Ihnen beantworte. In meinem Herzen hat mein Neffe keinen Platz, nur in meinem Stammbaum; aber an dieser Stelle werde ich versuchen den Namen zu schützen.“

„Es thut mir leid um Sie, Herr Graf, und um diese Stunde, der ich freudig entgegengeharrt habe, aber ich muß mir selbst gerecht werden. Lassen Sie mich hoffen, daß keine persönliche Feindschaft gegen mich daraus erwächst.“

„Wangen, Wangen, was denken Sie von mir?“ rief Graf Wolf gekränkt. „Ich nehme nicht Partei gegen Sie, obwohl die Beweise gegen Sie sprechen könnten in den Augen der Welt. Ich glaube Ihrem Wort daß Sie nicht schuldig sind, und will das frei und freudig bekennen; aber Ihren Verdacht kann ich nicht theilen, ehe ich nicht muß. Es ist eine unselige Geschichte, allein wie sie auch endet, meine Werthschätzung bleibt Ihnen gewiß.“

Constantin neigte dankend das Haupt. „Ihre Achtung ist mir sehr theuer, Herr Graf," sagte er. „Erlauben Sie, daß ich mich jetzt verabschiede, die ungeheure Erregung, die Entdeckung von dem Gefährten meiner Kindheit so furchtbar betrogen zu sein, macht mich für den Augenblick unfähig zu jeder Erörterung. Erst muß ich es fassen, daß er mich entehren wollte, ehe ich forsche, wie er es angestellt hat. Ich spreche Sie wieder, wenn ich ruhiger bin, Herr Graf; — leben Sie wohl Comteß."

Er reichte Theresa die Hand und verließ, von ihrem Vater gefolgt, das Zimmer.

Als derselbe zurückkehrte stand sie, die Augen auf die Thür geheftet, noch auf derselben Stelle.

„Es war keine glückliche Stunde, in der er heimkam," sagte der Graf tief aufathmend indem er in einen Sessel sank.

„Es war die rechte Stunde, Papa, denn sie bringt Licht. Kein Mensch kann richten zwischen Herbert und ihm, aber Gott wird es thun; Magdalena hat ihn nicht vergebens angerufen in tiefer Noth.

# Sechstes Capitel.

Graf Herbert hatte sein einsames Mahl beendet. Er saß, das Haupt in die Hand gestützt, ohne sich zu rühren. Endlos lange, wie es dem aufwartenden Jäger erschien, der verstohlen immer wieder auf die Uhr sah. Der Strahl der Lichter warf einen hellen Reflex auf das Silbergeschirr der Tafel und den funkelnden Wein in den Crystallflaschen, aber sie erhellten nicht das umdüsterte Antlitz des Mannes, der allein an seiner reichen Tafel saß. Seine Hand zerdrückte gedankenlos die Mandeln, die vor ihm standen, ohne sie zu kosten; nur ab und zu führte er das Glas an die Lippen.

Er war am Abend vorher von Buchendorf, dem Gute seiner verstorbenen Frau, zurückgekommen, wo ihre Leiche in der Familiengruft beigesetzt war und vor

wenig Stunden hatte die Testamentseröffnung stattgefunden. Immer war das Schicksal ihm günstig im letzten Moment, wenn das auch durch große tief eingreifende Ereignisse geschah. Es hätte nicht wenig gefehlt, so wäre er des Einsatzes verlustig geworden, den er für sein verwegenes Spiel gewagt hatte.

Seine Gemahlin hatte, ohne sein Vorwissen, in den letzten Tagen ihres Lebens ein Testament gemacht, in welchem sie das Kind, das sie erwartete zum Erben ihres Vermögens eingesetzt und ihren Gatten mit einem ziemlich bescheidenen Antheil bedacht hatte, ein Umstand, der die wenigen freundlichen Erinnerungen, die er ihr bewahrte, in ein bitteres Gefühl verwandelte. Allein nur seine Stimmung wurde von dieser Anordnung berührt, nicht seine äußere Lage. Das neugeborene Kind war eilig wieder aus dem Leben geschieden, das von keiner Mutterliebe erwärmt wurde und hatte durch diesen selbstständigen Act dem Vater endlich zu dem unangefochtenen Besitz des Reichthums verholfen, nach dem er so rücksichtslos gestrebt hatte. Er war freier, unumschränkter Herr; vor ihm dehnte sich das Leben voll heiterm Glanz, eine Betrachtung, wohl geeignet, seine Brust zu erweitern und dennoch stieg ein schwerer

Seufzer daraus hervor. Der Ton traf sein eigenes Ohr in der tiefen Stille, die in dem hübschen kleinen Speisesalon herrschte. Er war es so gewohnt, auf sich zu achten, daß seine Sinne noch Wache hielten, wenn auch die Gedanken abschweiften. Er blickte auf und wandte sich um; nur der Diener stand eines Winks gewärtig am Büffet, und er fiel in sein Sinnen zurück.

Die Welt würde es Trauer genannt haben, er selbst, seine Lippen kräuselten sich verächtlich wenn er der Todten gedachte, die ihn um den Preis seines Ringens hatte betrügen wollen, er selbst machte sich das Gefühl, welches ihn erfüllte mit unerbittlicher Schärfe klar. Eine unbeschreibliche Uebersättigung war es, eine Leere und ein Ekel am Leben.

Es war eine wilde, verzweifelte Jagd gewesen und nun war er müde, todtmüde und wollte ruhen. Die heimliche Sorge, die ihn gequält und ihm vorzeitig die Frische geraubt hatte, war ja gebannt; Reue fand keinen Boden in seiner Seele, es war etwas anderes, was ihn heute bewegte.

Er zog aus der Tasche einen kleinen Gegenstand, den er auf den Tisch legte und aufmerksam betrachtete, die Crystallflasche warf einen Schatten darauf und er

schob sie zur Seite, um besser sehen zu können. Bei dem Rücken stießen die Gläser an einander und gaben einen leisen klingenden Ton von sich, — der Jäger näherte sich zögernd aus seiner Ecke. Zufällig irrten die Blicke des Grafen seitwärts, er bedeckte blitzschnell den Gegenstand auf dem Tische mit der Hand und fuhr gereizt empor, als er die Bewegung des Dieners bemerkte. „Was wollen Sie, — warum schleichen Sie wie eine Tigerkatze," herrschte er ihn an, „Sie wissen, ich kann diese verfluchte Kriecherei nicht vertragen."

„Ich glaubte, Herr Graf hätten befohlen," entschuldigte sich der Diener.

„Ich glaubte, — ich glaubte! Sie sollen das wissen. Ich begreife überhaupt nicht, warum Sie mir Gesellschaft leisten? Wenn ich allein speise, und das wird jetzt häufig der Fall sein, haben Sie im Vorzimmer auf die Klingel zu achten."

Der Diener der den Verweis in pflichtschuldiger Haltung hinnahm, wollte sich entfernen, aber der Graf rief ihn wieder zurück.

„Halt, noch eins. Wer von den Leuten hat mich gestern mit dem Wagen am Bahnhof erwartet?"

„Ich weiß es nicht, Herr Graf, ich habe, als wir

den Zug verließen auf Ihren Befehl nur Excellenz bedient und nicht darauf geachtet."

„So erkundigen Sie sich darnach und schicken Sie mir die betreffende Persönlichkeit in mein Cabinet."

Er erhob sich, schob seinen Stuhl zurück und begab sich durch ein erleuchtetes Lesezimmer in sein daran stoßendes Gemach.

Nach wenig Minuten erschien ein junger hochaufgeschossener Diener in der Livrée des Hauses und blieb respectvoll an der Thür stehen.

„Waren Sie dem Wagen beigegeben, während der Franz mit mir in Buchendorf war?"

„Jawohl, Herr Graf."

„Kommen Sie näher, damit ich Ihre Physionogmie sehen kann. Wen haben Sie sich unterstanden vorher darin spazieren zu fahren?"

„Ich — Herr Graf — ich?" stotterte der Ueberraschte, „das wüßte ich doch nicht."

„So wird Moritz Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Wenn er auf dem Bock gesessen hat, wird er doch wissen, wer eingestiegen ist. Besinnen Sie sich wohl, derartige Gedächtnißfehler kosten bei mir den Dienst."

„Ach, Herr Graf,“ rief der Diener fast weinend, „ach ja, es fällt mir ein, verzeihen Sie es mir doch. Ich hatte es für einen Augenblick vergessen, weil ich nur an die letzte Fahrt dachte. Es war gestern Mittag wo wir den Herrn Grafen vergeblich mit dem Zuge erwarteten. Es brach mit einem Male ein so arges Schneegestöber los und auf dem Platze stand meine Schwester mit dem Kinde welches sie spazieren trug. Es war gewiß nicht um sie, Herr Graf, was weiß denn unsereins von Schneegestöber, aber sie war ängstlich um das Kind und Moritz erlaubte, daß sie einstieg.“

Des Grafen drohendes Gesicht verrieth eine leichte Spannung. „Welches Kind, wo hält Ihre Schwester sich auf? man will wenigstens wissen, wer den Wagen benutzt hat.“

„Bei dem Herrn Pastor in Kettenstein, der jetzt bei dem Herrn Grafen auf dem Moritzplatz mit der kleinen Veronika auf Besuch ist.“

Herbert fuhr unmerklich zusammen, sein Kind, sein eigenes Kind war es gewesen, das einige Minuten Schutz vor dem Unwetter auf den weichen Wagenpolstern gefunden hatte.

„Für dies eine Mal werde ich darüber hinweg-

sehen," sagte er gemäßigter, „da Ihre Dreistigkeit zufällig einem Gaste des Herrn Grafen zu gute gekommen ist. Ein Wiederholungsfall genügt, um sowohl Sie, wie Moritz auf der Stelle zu entlassen."

Der Graf winkte abzutreten und der Gescholtene verließ demüthig das Zimmer.

„Wer mag es nur gesehen haben," fragte der Diener sich kopfschüttelnd, „auf dem weiten Platz habe ich keinen seinesgleichen bemerkt."

Niemand hatte es bemerkt, der Verräther war der Gegenstand, den der Graf so sorgfältig vor den Blicken seiner Diener verbarg.

Gleich nach der Eröffnung des Testaments vor wenig Stunden, war er zu seiner Mutter gefahren, um ihr die Bestimmungen desselben mitzutheilen und indem er während der Fahrt vor sich niederblickte, sah er, halb versteckt in dem zottigen Bärenfell, das unten im Wagen lag, Etwas glänzen. Er bückte sich darnach, um es aufzuheben, es war ein kleines, einfaches Medaillon mit einem Endchen schwarzer Schnur daran befestigt, zu unscheinbar, als daß es von einem Mitglied seiner Familie getragen sein konnte. Einer natürlichen Neugier

folgend, drückte er an der Feder desselben und mit einem jähen Schreck sank er zurück in die Wagenpolster.

Magdalena's schöner Kopf war es, der ihn an=lächelte, die treuen Augen aus denen er so oft Glück und Liebe getrunken hatte.

Er kannte die Photographie, sie hatte dieselbe einst in London zu seinem Geburtstag anfertigen lassen, um sich in seine Erinnerung zu rufen, wenn er so lange von ihr fern bleiben mußte. Sie hatte damals die schüchterne Bitte gewagt ein Exemplar in einem der Briefe an Werner senden zu dürfen, die demselben über Paris zugeschickt wurden, allein Herbert hatte es ver=weigert. Wie kam das Bildchen jetzt hierher, wer hatte es besessen?

Das seinige war längst vernichtet, mit jedem Schrift=stück, jedem Lebenszeichen, das von ungefähr hätte zum Verräther werden können. Nichts mahnte ihn an sie, als zuweilen ein Traum, ein unerquicklicher Traum, der sie ihm zeigte, wie sie ängstlich in seinen Augen zu lesen versuchte, wie sie verzweifelnd seine Kniee um=schlang. Hier sah sie hold und glücklich aus wie in den ersten Tagen ihrer Liebe. Wie lange, wie lange hatte er den Ausdruck nicht mehr gesehen! Der ersten

Bestürzung folgte die Sorge, die immer wache, nie rastende! Wer hatte es hingelegt, wen sollte er fragen darnach.

Er lockte aus dem Diener heraus, wer in dem Wagen gesessen, er hörte den Namen, der mit so vertrautem Ton an sein Ohr schlug und nun wußte er, daß es sein Kind gewesen war.

Warum doch mahnten ihn diese treuen Augen und Veronica's Name heute an die ferne Zeit voll Liebe! Er war nun reich, im Besitz alles dessen, was sie ihm nicht hatte geben können und nun es in seiner Hand lag, schien es ihm werthlos.

Nicht daß er bereut hätte. Aber er würde, wenn er gedurft hätte, dem Kinde von seinem Ueberfluß gegeben haben; er fühlte einen Drang, dem selbst er den Namen der vulgären Neugier nicht geben mochte, es von ferne zu sehen.

Nicht der zweiten Gattin gedachte er, die die Pracht um ihn geschaffen hatte, nur der ersten in ihrem Liebreiz und ihrer Einfachheit; jetzt, wo er ruhebedürftig war, erinnerte er sich ihrer. Aber seltsam, noch immer war es ein zorniges, anklagendes Gefühl, das er gegen sie empfand. Warum hatte sie die Verhältnisse nicht

anders aufgefaßt, warum mußte sie ihnen erliegen? Bei seiner geringen Achtung vor der Ehe, vor einem ohne Zeugen gegebenen Wort, hätte, seiner Meinung nach, Alles gut werden können, wenn sie eine vernünftige Anschauungsweise gehabt hätte und die Kraft, das Unvermeidliche zu tragen.

Sein Blick fiel auf den Entwurf zu einem kostbaren Marmordenkmal für Melanie, den ein begabter Künstler auf seinen Wunsch vorgelegt hatte. Schon in den ersten Tagen hatte er sich umständlich mit diesem größeren Gedenkzeichen beschäftigt und unwillkürlich dachte er an das einsame, verlassene Grab auf der kleinen Nordseeinsel, Nun war auch ihr Kind fern und der Freund ihrer Jugend. Keine Blume wurde auf dem schmucklosen Hügel niedergelegt von lieber Hand, er würde verfallen und versinken unter dem Sand der Düne! Herbert war kein Gefühlsmensch, er hielt nichts von dem Cultus für die Gräber, aber der Contrast zwischen den beiden Frauen, der noch im Tode sich geltend machte, drängte sich ihm auf.

Immer wieder kamen die Gedanken an sein Kind; ihm zu begegnen in Graf Wolfs Hause, fühlte er sich nicht gewachsen. Er combinirte, wer der Pfarrer von

Kettenstein sei, der so gastliche Aufnahme auf dem Moritzplatz gefunden; er fragte sich ob Veronica's Anwesenheit in diesem Hause beruhigend oder beängstigend für ihn sei.

Beruhigend? — Nachdem ein Jahr seit Richards Auftreten in diesem nämlichen Zimmer verflossen war, ohne daß irgend wie in dieser dunklen Sache vorgegangen oder Licht geschaffen war, hatte man sich wahrscheinlich allseitig zu der Ansicht bequemt, daß Magdalena's Behauptung eine Phantasie sei, mit der man Graf Wolf gar nicht behelligen konnte. Sie war also erledigt für immer und von seinem gesicherten Standpunkte aus, zogen Herberts Gedanken zu dem kleinen Mädchen hinüber. Dies Medaillon hatte an dem weichen, runden Halse gehangen, er erinnerte sich jetzt, wie voll und rosig das Kind gewesen war, wie hell es jauchzen konnte in den seltenen Momenten, wo er mit ihm gespielt hatte. Ob sie Magdalena glich?

Er sah wieder auf das Bild; es war unbeschreiblich reizend, und wenn er in Gedanken die Liste der Frauen durchlief, die er kannte, so reichte keine an sie heran. Die Photographie, die sich wahrscheinlich unter ihren eigenen zusammengerafften Effecten befunden, als sie England verließ, hatte Jemand einrahmen lassen und

der kleinen Waise umgehängt, vielleicht wurde sie schmerzlich entbehrt. Es war das ein flüchtiger Gedanke, aber die Antwort lag in der raschen Handbewegung, womit er das Bildchen fest umschloß und in seine Brusttasche steckte. Er konnte sich Magdalena so lebhaft vorstellen, nun ihre Züge ihm wieder anschaulich gemacht waren in aller Lebensfrische und allem Jugendreiz; wie erquickend hätte heute in dieser beängstigenden Stille ihr heiteres Geplauder und ihr anmuthvolles Lachen sein müssen, wie wohlthuend die Sorge, womit sie die Wünsche errieth, noch ehe sie ausgesprochen wurden. Hierher hätte ihre Schönheit und Grazie gepaßt, mit dem soliden Boden der Macht und des Reichthums unter den Füßen hätte sie fest gestanden, auch gegen Neid und Geringschätzung.

Er sah sich um in dem stillen Gemach, in welchem die Sorge heimisch gewesen seit manchem Jahr; jetzt war sie entflohen vor dem Schimmer des Goldes, aber zu der andern Thür war die Langeweile hereingeschlichen und ließ sich nieder. Das tolle Leben seiner Jugend war erschöpft, die wilden Feste ermüdeten ihn, denn die schönen Frauen hatten den Reiz für ihn verloren, ihm

schien, sie ähnelten einander alle. Nur Magdalena hatte davon eine Ausnahme gemacht; sie war einzig in ihren Vorzügen und einzig in ihren Fehlern gewesen. Auch zu reisen, wie man ihm anempfahl, nach dem schweren Verluste, verspürte er keine Lust, und das Spiel, das ihn so weit abgelockt hatte von Ehre und Treue, hatte keine Macht mehr über ihn.

Es war seltsam, wie das Glück ihn verfolgte, seit er es nicht mehr suchte. Seit seiner Verheirathung mit Melanie hatte er keine Spielverluste mehr zu verzeichnen und dem steten Gewinn fehlte zuletzt der Reiz der Aufregung. Aber das würde wiederkommen, mußte wiederkommen, denn er durfte mit dreiunddreißig Jahren kein Greis sein, nicht sich äffen lassen vom Leben, daß er einem Trugbild nachgejagt sei.

Er legte den Kopf in den Sessel zurück und schloß die Augen und er öffnete sie wieder, weil das schöne Bild, das ihn beunruhigte, lebhafter noch in seinen Gedanken stand, als vor seinem leiblichen Blick.

Da öffnete sich seitwärts die Thür, nicht mit der geräuschlosen Art wohlgeschulter Diener, sondern mit hörbarem Druck, und ein fester, elastischer Männerschritt trat auf. Herbert wandte den Kopf; aber wie gelähmt

blieb er sitzen, die weit aufgerissenen Augen unverwandt auf den Eintretenden gerichtet.

„Kennst Du mich?“ fragte Constantin als er dicht vor ihm stand. Kein brüderlicher Gruß hatte der kurzen Frage sich zugesellt, in der seltsam verschleierten Stimme lag ein fremder Klang.

Plötzlich bekam Herbert Leben, — das Blut, das zu stocken drohte, strömte rasch zum Herzen zurück: „Constantin, Constantin,“ schrie er, „bist Du es?“

In dem Contrast zu der entsetzlichen Vereinsamung, die er vor wenigen Minuten empfunden hatte, bemächtigte sich dieser kühlen Natur eine warme Empfindung, als er den Gefährten seiner Jugend vor sich sah und er breitete die Arme aus.

Er stand auf einem sittlich so unendlich tieferen Standpunkt, als Diejenigen, welche sein Verbrechen richteten, daß das Bewußtsein seiner ungeheuren Schuld gegen Constantin einen Augenblick zurücktrat gegen die Freude, ihn wiederzusehen.

Aber in Constantins verächtlichem Zurückweichen lag seine Verurtheilung.

„Rühre mich nicht an,“ sagte er, „die Hand eines ehrlichen Mannes ist nicht für Dich.“

Herbert war todtenbleich geworden, das weiche Gefühl war verflogen, er stand wie so manchen Tag wieder kampfbereit da. „Laß mich einen Augenblick mich sammeln," erwiderte er mit Riesenkraft seine Aufregung bezwingend, „ich muß den Gedanken erst fassen, daß Du lebst, vor mir stehst in Fleisch und Blut."

Es erfolgte eine minutenlange Pause, in welcher Constantin ruhig vor dem Grafen stehen blieb. „Woher kommst Du?" sagte endlich der Letztere tief Athem schöpfend.

„Aus Africa. Aber das gehört nicht hierher, wir haben, wie Du weißt, viel Näherliegendes zu besprechen. Ich bin da, um meinen ehrlichen Namen wieder zu fordern."

Herbert sah, daß Constantin bereits wußte, was geschehen war und daß damit der Kampf ausgebrochen sei. Mit einem Blick übersah er die ganze Gefahr seiner Lage, wie immer suchte er seine Rettung im Leugnen und Entschlüpfen. „Das ist ein merkwürdiges Wiedersehen," sagte er bitter, „ich weiß in der That nicht, was Du damit sagen willst."

„Laß die Winkelzüge, Herbert, Du mußt es wissen aus unserer Knabenzeit, daß ich sie hasse und Dich da-

mit nicht durchlasse. Wann und wo willst Du Dich bekennen zu der Infamie, die Du begangen hast?“

„Constantin, Constantin! mäßige Dich,“ schrie Herbert zitternd vor Wuth und Scham, „oder ich vergesse, was Du mir einst gewesen bist.“

„Das hast Du längst gethan, — ich nehme kein Wort zurück von dem, was ich sagte und schwäche keines ab. Ich will Antwort; klare, kurze, bündige Antwort. Wann willst Du der Frau, die Du betrogen, wann dem Kinde, das Du verleugnet hast, Deinen Namen geben, wann eingestehen, daß Du zum Schuft an mir geworden bist und meinen ehrlichen Namen gestohlen hast, um Dein Verbrechen zu bedecken?“

„Nie, nie,“ rief Herbert außer sich, „nicht mit meinem letzten Athemzuge.“

„Die öffentliche Stimme wird Dich zwingen, weil sie Dich richtet,“ entgegnete Constantin kaltblütig, „und Du weißt, wessen Du schuldig bist. Es ist eine Sache, die nicht allein das Sittlichkeitsgefühl jedes rechtschaffenen Menschen empört, sie greift auch hinein in die Anstandsbegriffe Deiner eigenen Gesellschaft. Dort duldet man wohl Leichtsinn, Lüge und Ausschweifung, der gemeinen Verbrechen schämt man sich hier wie dort.“

Herbert entgegnete nichts; es war weder Furcht noch Schuldbewußtsein, was ihn verstummen ließ, nur das Unerwartete seiner Lage, die ungeheure Aufregung waren diesmal stärker als seine Kräfte.

Allein Constantin mißverstand dieses Schweigen, er hielt es für ein Schwanken und fuhr eindringlicher fort: „Du hast es wohl verstanden, Dein Verbrechen in dichte Schleier zu hüllen, denn Du hast Deines Weibes Hülfeschrei erstickt und Deines Kindes Lallen hat Dich nicht verrathen. Nur wenig Menschen wissen davon und so sehr fehlten bis jetzt die Beweise Deiner That, daß nicht einmal das Gerücht, das allbereite, sich heranwagte an Dich. Aber nun bin ich da; die Todte hat einen Zeugen gefunden und das Kind einen Beschützer. Willst Du mir also sagen, wie und wo Du zum Schelm an mir geworden bist."

Endlich, endlich kamen Herbert Gedanken und Worte zurück. „Bemühe Dich nicht, Constantin. Ich könnte Dich ebenso kurz abfertigen wie den überspannten Maler, der einen Erpressungsversuch anstellte, allein bei Dir liegt die Sache ja wesentlich anders. Wenn Du mich eines so verwegenen Spiels für fähig hältst, so wirst Du Dir sagen, daß ich es nicht beim ersten Verlust

aufgebe; man doublirt und spielt weiter. Denn gesetzt, ich hätte das begangen, was Du mit Pathos als ein Verbrechen bezeichnest, so ständen unsere Chancen, wenn einer von uns Beiden sich dazu bekennen müßte, nicht einmal gleich, es heißt in diesem Falle nicht: „Du oder ich.“

„Nachdem ich die Behauptung, Magdalena sei meine Frau gewesen, einmal als Schwindel erklärt; nachdem ich eine Beziehung zu ihrem Kinde entschieden in Abrede gestellt und es der Sorge fremder Leute überlassen habe, würde ein Eingeständniß gleichbedeutend sein mit bürgerlichem Tod. Ich verspüre aber noch keine Lust zu sterben und Du wirst den sogenannten Dieb Deiner Ehre doch wohl anders wo suchen müssen. Jedenfalls wird es Dir viel schwerer werden, zu beweisen, daß Du nicht Magdalena's Gatte gewesen bist, als daß ich es war. Ich denke indessen besser von Dir, als Du von mir — ich glaube Dir, daß irgend Jemand Deinen Namen gemißbraucht hat, allein das ist auch das einzige Zugeständniß, das ich machen kann.“

Er hatte äußerlich ziemlich ruhig gesprochen, dennoch trocknete er mit seinem Tuche die bleiche Stirn.

„Wenn Du ein Herz hättest mit menschlichem Em-

pfinden," erwiderte Constantin, „so könnte ich Dich daran erinnern, welch ein Engel dieses Weib war, das Du zertreten hast; ich könnte Dir sagen, wie sie geendet hat durch Dich! Wärest Du eines einzigen wahren und natürlichen Gefühls fähig, so würde ich Dir Dein Kind gebracht haben, Dein liebes, kleines Kind und Dir sagen: rette von Deiner Ehre, was noch zu retten ist, wasche Deine Schuld gegen die Deinen ab, durch ein freimüthiges Bekenntniß voll Reue, durch eine Umarmung voll Liebe für Veronica. Du hättest dann wenigstens nur eine Rechnung zu begleichen: die mit mir. Aber die Natur vergaß Dich, von alle dem, was den Menschen erhebt und beglückt, hast Du nichts! Ich appellire auch nur an Deine kühle Berechnung, in der Du ein Meister warst. Bedenke, Deine Chancen bessern sich durch ein Zugeständniß. Du fühlst das selbst, die Erde hat nur Platz für Einen von uns; aber wenn Du Dich in der zwölften Stunde zu den Deinen bekennst, freiwillig bekennst, so braucht Niemand außer den Wenigen, die es wissen, zu erfahren, wie Du Dich an ihnen vergangen hast. Was uns aus Brüdern zu Todfeinden machte, das ist unsere Sache und wird mit dem Ueberlebenden in's Grab gehen, denn ich allein will Richter sein darin.

Ueberlege es Herbert; man braucht zu diesem Entschluß nicht fromm wie die Tauben zu sein, nur klug wie die Schlangen!"

„Nein, nein und ewig nein," schrie Herbert dessen künstliche Ruhe immer wieder zusammenbrach unter der Pein dieser Stunde. „Ich bin kein schwachsinniger Narr, ich bekenne mich nicht schuldig, wo ich von keiner Schuld weiß. Ich leugne sie entschieden und ich habe Dir nichts mehr zu sagen."

Er sank erschöpft in seinen Sessel zurück — Constantin griff nach seinem Hut und ging, ohne sich nach ihm umzuwenden.

Als die Thür sich schloß fuhr Herbert auf, er horchte weit vorgebeugt, er hatte ein Gefühl, einer schwachen Hoffnung ähnlich, als müsse Constantin zurückkommen und ein anderes Ende dieser Unterredung bringen. Aber gleich darauf vernahm er das Rollen eines Wagens, das auf dem Steinpflaster schnell verklang.

War es ein Traum gewesen, der sich beängstigend auf seine Seele gelegt hatte? Er glaubte, er habe das Andenken an die Frau aus seinem Herzen gerissen, die er in Tod und Verzweiflung getrieben, und heute pochte an

das müde, vereinsamte die Erinnerung mit leisem Finger. Er hatte den Freund betrachtet wie einen Gestorbenen und seine Habe vergeudet und jetzt stand er vor ihm und forderte sie zurück.

Vor wenigen Minuten noch glaubte er, er sei gleichgültig geworden gegen Alles; jetzt unterschied er deutlich, was noch Werth für ihn hatte: Der Schein seiner Ehre! Er wußte, daß Constantin sich nicht täuschen ließ und die tiefe Verachtung eines Menschen, dem er trotz seines Verrathes das beste und stärkste Gefühl geweiht hatte, dessen dies treulose Herz fähig war, verursachte ihm einen wilden ohnmächtigen Grimm. O, er hatte Recht; die Erde hatte nicht Raum für Beide, nach dieser Begegnung nicht. Rückwärts, so glaubte er, konnte er nicht, also vorwärts, vorwärts.

# Siebentes Capitel.

Eine feste Eisdecke lag über dem See von Tannensee; die Nachen und die kleinen leichtbeschwingten Segelboote, die ihn in Sommertagen belebten, hatten den Schlitten weichen müssen, mittelst welcher die Bewohner des jenseitigen Ufers herüberkamen.

Zu der frühen Morgenstunde wo wir ihn im Wintersonnenglanz vor uns liegen sehen, war die weite Fläche noch leer, der Schnee, der die Nacht in dichten Massen gefallen war, lag noch in fleckenloser Reinheit darüber ausgebreitet. Aber am Ufer waren schon frische Wagenspuren bemerkbar, die von zwei Richtungen her zusammenführten und sich in den Wald verloren. Sie zweigten sowohl von der großen Landstraße ab, als von dem Schlößchen in Tannensee, das inmitten seiner schnee-

beladenen Baumriesen den Winterschlaf hielt. Wohlverpackt lag es im Schutz seiner geschlossenen Fensterladen und geschützten Thüren, nur zwei Zimmer waren ihres Schutzes entkleidet und wie helle Augen blickten die großen Spiegelscheiben hinaus in den beschneiten Garten.

Die Zimmer waren leer, die Reste eines kaum berührten Frühstücks auf dem Tisch, mehrere unordentlich umhergestreute Toilettengegenstände ließen darauf schließen, daß hier Jemand seinen Tag begonnen hatte, ohne die Heiterkeit und Gemüthsruhe, die den stets sich erneuenden Sorgen und Pflichten des täglichen Lebens das beste Gedeihen sichern.

Graf Wolfs alter Kammerdiener räumte auf. Seit langen Jahren vertraut mit seines Herrn Gewohnheiten und Lebensweise, bis zu einem gewissen Grade eingeweiht in die geheime Geschichte des Hauses, hatte er doch keinerlei Anhaltspunkt, welche Ursache Graf Wangerloh in dieser bittern Januarkälte aus seiner behaglichen Häuslichkeit nach Tannensee geführt hatte, und was ihn gar mit Tagesanbruch dem Schlafe entriß und auf die Landstraße führte.

Nichts kam seinen Vermuthungen zu Hülfe, es hätten das höchstens die Räderspuren thun können, die

am See her und dann in den Wald liefen. Hätte der alte Geerd seinem Herrn folgen dürfen, so würde er gesehen haben, daß der Wagen mit noch zwei andern zusammentraf, die an einer Stelle im Walde hielten, von wo ein Fußpfad nach einer einsam gelegenen Lichtung führte. Der alte Herr verließ das Gefährt und ging die kurze Strecke zu Fuß.

Er war der Letzte der Ankommenden, es waren schon fünf andere Männer versammelt, die wir zum Theil kennen. Constantin, an seiner Seite Richard, und Graf Herbert mit einem Cavallerieoffizier, nebst einem Arzt.

Es war todtenstill im Walde, das geschärfte Ohr vernahm nichs, als zuweilen das Brechen eines Zweiges unter der Schneelast, auch die kurzen nothwendigen Gespräche wurden im Flüsterton geführt. Constantin stand ruhig wartend, während die Secundanten ihre Vorbereitungen trafen und seine Augen schweiften über die Lichtung. Es war eine heimliche Stelle, die in schöner Sommerzeit ihn stets gelockt, wenn ihm als Knabe das junge Herz mal schwer wurde in der fremden Umgebung; ein Ort, wo er mit Herbert und seinen Genossen frohe, ausgelassene Spiele getrieben, wo er ihm einst das Leben

gerettet hatte. Das war an einem Tage gewesen, wo eine stolze Tanne gefällt wurde, der der Förster das Todesurtheil gesprochen hatte. In keckem Vorwitz war Herbert, gegen das Verbot der Holzfäller, der Stelle zu nahe gekommen, wo der Koloß niederschlug — mit eigener Lebensgefahr riß Constantin ihn hinweg und des jugendlichen Retters Arm wurde zerschmettert von der äußersten Spitze des Baumes die ihn noch streifte.

Dachten sie beide daran, als ihre Augen sich begegneten, empfanden sie noch einmal, wie innig sie verbunden gewesen waren, ehe Herberts Wege weit abirrten von Ehre und Treue, ehe eine Kluft zwischen ihnen sich aufthat, viel tiefer als das Grab, das bereit sein sollte, für einen von ihnen?

Nach altem Brauch wurde der letzte Versöhnungsversuch gemacht, Graf Wolf, der Beiden nahe stand, dem Einen durch die Bande des Blutes, dem Andern durch geheime Sympathie und den stillen Glauben an sein gutes Recht, machte den Vermittler. Aber dieser Versuch schlug fehl; der alte Mann wußte ohnehin, daß er an dieser Stelle nichts bedeuten konnte, als eine leere Form, und sie war schnell genug erledigt.

Er lud die Pistolen und dann wurden die Distancen

abgesteckt. Herberts Augen folgten träumerisch jedem Schritt, es bedurfte einer leisen Mahnung seines Secundanten, um ihn seinen Gedanken zu entreißen.

Es waren fünfzehn Schritt Barriere genommen; auf das gegebene Zeichen avancirte Herbert und schoß. Hatte seine Hand gezittert, sank ihm der Muth, als er in die treuen, ehrlichen Augen blickte, die so ruhig und durchdringend auf ihm ruhten — Die Kugel ging fehl.

Vielleicht sah Constantin eine Absicht darin, eine dunkle Zorneswolke flog über das bisher unbewegte Gesicht, auch er rückte vor und sein Schuß traf Herberts linke Schulter und verwundete sie.

Einen Moment tiefster Stille — Herbert stand noch fest; Constantins Schuß hatte ihm Klarheit und Willenskraft zurückgegeben. Ein wilder Grimm über die Unerbittlichkeit seines Gegners ergriff ihn plötzlich, gepaart mit dem Gefühl der Nothwehr. Es galt Ehre um Ehre, er nahm die letzten fünf Schritte, zielte, und zielte gut.

Der Schuß der durch die stille Winterluft krachte, hatte Constantin mitten durch das gute Herz getroffen; er warf die Arme in die Höhe und stürzte rücklings in den Schnee.

Die Secundanten sprangen herzu und Graf Wolf;

der Arzt untersuchte mit ängstlicher Spannung, nur Herbert stand regungslos, wie versteinert auf seinem Platz, die Pistole noch in der schlaff herabgesunkenen Hand.

„Er ist todt," sagte der Arzt leise und doch so vernehmlich, daß es wie Posaunenschall an Herberts Ohr schlug, „die Kugel ist durch's Herz gegangen."

Da bekam Herbert Leben. Er schnellte empor und stürzte vorwärts neben den Freund in den Schnee, den die ersten Tropfen Bluts purpurn färbten.

„Es ist Lüge, Lüge, um mich zu äffen," schrie er. „Er ist nicht todt, Doctor, ich weiß es besser, thun Sie Ihre Schuldigkeit!"

Er beugte sich nieder und horchte auf das Herz, das so treu für ihn geschlagen hatte. Alles still — der Wald, die Menschen um ihn her, der Himmel über ihm, nur nicht der Weheruf der eigenen Brust.

Er schlug die Hände vor's Gesicht und was ihm nicht geschehn, seit seinen Kinderjahren, er weinte, weinte heiß und lang.

Einige Minuten standen die Männer tief ergriffen um ihn her, dann brach Graf Wolf das Schweigen. „Ermanne Dich, Herbert, es ist unwiderruflich; trage

das Unglück wie ein Mann. Die Sorge für den Todten überlasse mir," fuhr er mit weicher Stimme fort, „ich weiß was er werth war, er ist ein seltener Mensch gewesen."

Herbert erhob sich und sah mit einem leeren Ausdruck umher.

„Wohin wollen Sie, Graf Wangerloh?" fragte der Cavallerieoffizier, der ihm secundirt hatte. „Haben Sie für einen derartigen Fall etwas beschlossen?"

„Nein," erwiderte er tonlos, „ich habe ihn mir nicht klar gemacht. „Lassen Sie mich bleiben wo er bleibt."

Die Männer sahen sich an; es war entschieden ein fremder Klang in Herberts Wesen, die furchtbare Macht dieser Stunde, die ihn vollkommen überwältigte, hatte alle Tiefen seines Inneren aufgewühlt und weiche Stimmen aus der Jugendzeit stahlen sich herauf.

„Das wäre verkehrt, Herbert, denn es übersteigt Deine Kräfte und thut ihm ja nicht mehr wohl," entschied Graf Wolf.

Der sonst so glatte Weltmann fiel dem Offizier um den Hals und weinte wie ein Kind, „bringen Sie mich fort, Geierstein, wohin Sie wollen."

„Nach Buchendorf," flüsterte der alte Herr, „bleiben Sie bei ihm."

„Das ist leider unmöglich, Herr Graf, ich habe heute eine Dienstreise anzutreten. Aber vielleicht ist es besser, daß wir zur Stadt zurückfahren, wo er doch wenigstens den Zuspruch des einen oder anderen Freundes oder seiner Mutter findet."

Der ältere Graf nickte. „So gehen Sie, Herr Rittmeister und wenn es Ihnen möglich ist, sorgen Sie vor Ihrer Abreise, daß die nothwendige Anzeige gemacht wird."

Ein zustimmender Blick erfolgte als Antwort, aber als Herbert hinweggeführt werden sollte, machte er sich los und trat noch einmal an den Todten heran, dessen Gesicht einen ruhigen und friedlichen Ausdruck zeigte. „Du sorgst für Alles, Onkel, für Alles — nicht wahr? Würdig, schlicht und groß wie er gelebt hat."

„Für Alles, als ob er mein Sohn wäre," fiel Graf Wolf bewegt ein.

Herbert ließ sich von seinem Freunde hinwegziehen und einige Minuten später, als man darauf rechnen konnte, daß er fortgefahren sei, machte man Anstalt auch Constantin nach Tannensee zu schaffen.

Richard holte den Wagen so nahe als möglich an

die Unglücksstätte, der Todte wurde hineingehoben und der Arzt und Richard setzten sich zu ihm, während Graf Wolf allein voraus fuhr nach Tannensee.

Auf dem Gute, welches an seinen rechtmäßigen Herrn zurückgefallen war, befanden sich noch mehrere Leute, die dem Oberjägermeister gedient und Constantin gekannt hatten. Als vor länger denn Jahresfrist seine Todesnachricht aus Africa eintraf, hatte man eine lebhafte Theilnahme dafür gezeigt, nicht allein in den Gesellschaftsschichten, in welchen er durch das Verhältniß zu der gräflichen Familie fast als ebenbürtig betrachtet wurde, sondern auch in der Classe der Dienenden, denen er stets ein Vermittler, ein gütiger, gerechter Beschützer gewesen war. Von seiner unvermutheten Rückkehr aus dem fernen Lande wußte hier Niemand, denn ehe die Heimat noch in ihre Rechte trat, hoben Verrath und Treulosigkeit schon ihr Haupt empor und löschten das warme Empfinden aus, das er mitgebracht über's Meer. Nach der niederschmetternden Entdeckung fehlte ihm Muth und Lust, das Leben anzunehmen wie es sich bot; er konnte nicht in den Kreisen erscheinen, die ihn wie Herberts Bruder betrachteten, ohne das tödtliche Zer-

würfniß vorzeitig zu verrathen, das sie für immer schied.

Die Mittheilungen des Pastors Lenz, der sich mit seiner Frau und der kleinen Veronica zum Besuch bei seinem Gutsherrn befand, füllten die lückenhaften Andeutungen aus, die Graf Wolf am ersten Abend gegeben hatte und dann rief ein Telegramm Richard von Wien eilends auf den Kampfplatz.

Das Wiedersehen war ein stürmisches, tiefbewegtes von beiden Seiten.

„Sie glaubten an mich, Sie brachen eine Lanze für den Todtgeglaubten, der Ihnen den Dank hätte schuldig bleiben müssen, nun stehen Sie auch an meiner Seite auf dem entscheidenden Gange, den ich selbst für meine Ehre thue," hatte der schwerbeleidigte Mann zu Richard gesagt.

„Sie mußten sich bescheiden, mit dem was schwarz auf weiß geschrieben stand; denn für Ihre Behauptung sprach nichts, als Ihr Verdacht und die Aussage einer Todtkranken. Ich aber, ich bin ein Zeuge der unglücklichen Frau, und vertrete meine eigene Sache. Ich will meine Ehre zurückhaben und nach der Genugthuung mein Recht."

Der Pfarrer war mit Esther und dem Kinde heimgereist. Angesichts des Gewitters, das sich zu entladen drohte und eigene so nahe Interessen hineinzog, wurde die Stimmung zu schwül.

Die nöthigen Formalitäten waren bald erledigt, es lag im Interesse beider Parteien, eine Entscheidung so bald als möglich herbeizuführen, denn Constantin war der freiwilligen Gefangenschaft müde und Herberts nervöse Aufregung hatte einen Grad erreicht, die ihn unfähig machte zu denken, zu essen und zu ruhen.

Noch einmal standen Herbert und Richard einander gegenüber, als der Letztere in Constantins Auftrage zu dem Grafen kam; es war eine Begegnung voll tödtlichem Haß auf der einen, voll tiefster Verachtung auf der anderen Seite.

Erst dann hatte der Maler eine kurze Besprechung mit Graf Wolf und sie war so fremd und förmlich, als hätten sie sich kaum gekannt. Der alte Mann ließ nicht von seinem Princip, so lange für die Ehre der Familie einzutreten, als sie nicht unwiderruflich bankerott war. Aber der Widerstreit in seinen Gefühlen that ihm doch weh; heimlich liebte er Richard wie einen Sohn voll tiefer Dankbarkeit; er schätzte Constantin hoch,

als einen seltenen Charakter und hatte sich dennoch ihnen gegenüberstellen müssen, auf Seiten Desjenigen, den er im Stillen so tief verachtete und der That für schuldig hielt.

„Folge Deinem Herzen, Papa," hatte Theresa gebeten, „es ist ein so gutes, großes, gerechtes Herz! Du darfst mit Deiner Meinung nicht zurückhalten, denn wenn Du sie auch verbirgst, ich kenne sie doch."

Was ihm selten geschah, er war heftig geworden gegen sein Kind, das er so zärtlich liebte. „Schaffe mir Beweise, bis jetzt handelt es sich um Behauptungen; Niemand kann erwarten, daß ich mein eigenes Geschlecht beschimpfe. Ich bin kein Schuft, der die Wahrheit unterdrücken würde, aber erst muß sie untrüglicher auftreten als in der Privatmeinung des Einzelnen. Du kennst die Welt noch nicht, aber ich sage es Dir, in dem Augenblick, wo ich mich von Herbert wende, ist ihm der Stab gebrochen. Soll ich es thun ohne die Verpflichtung zu haben? Ja, wenn etwas gut gemacht werden könnte, wenn Magdalena damit zurückgerufen würde zum Sonnenlicht und zu ihrem Kinde; wenn ihre Ehre angegriffen und damit hergestellt würde, oder Veronika Mangel litte an Liebe und irdischem Gut! Aber so würde es nichts sein als ein rachsüchtiger Triumph

für Herrn Richard Lenz. Laß Jeden ſtreiten für den eigenen Namen; der meine iſt mir, nächſt Dir, das Theuerſte auf Erden."

Die fernere Entwicklung des Dramas blieb Thereſa vorenthalten; Conſtantin kam nicht wieder, Richards Anweſenheit, der in der Gewitterſchwüle der unerquicklichen Lage das Haus nicht betreten mochte, blieb ihr unbekannt und der Vater vermied es, von der dunklen Angelegenheit mit ihr zu ſprechen.

Nun hatte dieſelbe ein trauriges Ende gefunden in Tannenſee; wieder erhob ſich ein Grab, wie ein Bollwerk zum Schutz des gräflichen Namens und noch einmal war der Ruf nach Recht und Gerechtigkeit verſtummt.

Als Graf Wolf dem Wagen vorauf, der Conſtantins Leiche brachte, durch das vergoldete Gitter vor das Schloß fuhr, zeigte es ſich, daß nicht er allein daſſelbe zu ſo ungewöhnlicher Zeit beſucht hatte. Aus einem der vorderen Zimmer wurde der weißbehaarte Kopf des alten Rechtsanwalts Ruben ſichtbar, der geſpannt auf die Landſtraße hinaus ſah. Auf dem Hausflur trat er dem Grafen entgegen, aus deſſen Zügen die Verſtörung mehr ſprach als Worte es gekonnt hätten.

Der Anwalt stieß die Thür zum Gartenzimmer auf und folgte dem Vorangehenden, der inmitten des Gemachs stehen blieb und im Ton des tiefsten Schmerzes sagte: „Es ist ein großes Unglück geschehen Ruben, er ist todt!“

„Wer, um Gotteswillen wer, Herr Graf?“

„Wangen, der gute Wangen! O, Ruben das ist für mich ein harter Schlag, was hat die Ehre meines Namens mich schon gekostet. Glauben, Vertrauen, und nun dies junge theure Leben, so reich, so wahr und treu!“

Der alte Jude stand einen Augenblick wortlos.

„So hat er recht geahnt,“ sagte er dann tief ergriffen, „ich danke Gott, daß ich ihm vorher jeden Verdacht habe abbitten können, dem ich unvorsichtig mich hingegeben hatte, ehe ich ihn kannte.“

„Er stand über jedem Verdacht,“ erwiderte der Graf schmerzlich, „er, das wußte ich stets, er war es nicht, er büßt nur fremde Schuld. Man wird ihn hierher bringen unter dasselbe Dach, das sie als Brüder geschirmt, in das Haus, das er als ein Kind der Familie betrat, so vertrauend und brav. O, wäre er nie gekommen, wäre er bei seinem Vater geblieben,

hätte er nie die Hand gedrückt, die ihm nun den Tod geben mußte! —

Welche Stunden waren es, welche Stunden werden noch kommen!“

Er sah suchend im Zimmer umher, die Augen des Anwalts folgten ihm. „Wünschen Sie etwas, Herr Graf?“

Er nickte erschöpft. „Lassen Sie Geerd kommen, ich fühle mich so schwach, ich muß Hülfe haben bei den Anordnungen, die zu treffen sind.“

Als der Diener eintrat, winkte er ihn heran. „Du sollst mir beistehen in einer sehr schweren, sehr traurigen Angelegenheit, ich habe dazu Dich erwählt, weil Du weißt, daß ich in solchen Stunden keine unnützen Worte vertrage, kein Forschen und Erstaunen. Du erinnerst Dich des jungen Doctor Wangen, der die Comteß in Italien behandelte, als sie den schlimmen Fall gethan hatte und uns hernach in Venedig aufsuchte?“ Der Diener verbeugte sich. „Du wirst auch erfahren haben, daß er in Afrika gestorben ist?“

„Jawohl Herr Graf.“

„Das war ein leeres Gerücht, Geerd, er ist zurückgekommen. Aber jetzt liegt er erschossen, drüben auf der Lichtung im Walde. Hierher wird er sogleich ge-

bracht, öffne ein Zimmer, richte ein Lager her — ich will tiefste Stille, größeste Ruhe, kein entsetzensvolles Aufschreien Derer, die ihn gekannt haben, denn hier ist seine Heimath. Ja hier," fuhr er mit ausbrechendem Schmerz fort, als er des Dieners Erschrecken bemerkte, „hier hat er gelebt, hier war er das Kind des Hauses, Graf Herberts brüderlicher Freund!"

Geerd verschwand geräuschlos und die beiden Männer blieben allein.

„Welchen Eindruck hat diese furchtbare Wendung auf Graf Herbert gemacht?" wagte Ruben die Stille unterbrechend zu fragen.

„Den tiefsten; für den Augenblick war er völlig fassungslos: Ob es anhält? Wäre er schuldig Ruben, könnte es möglich sein, daß er so Ungeheures begangen, Schmach auf Schmach gehäuft hätte, die Nachwirkung dieser Stunde müßte ihn richten."

Das Rollen der Räder wurde nicht hörbar auf dem fest gefrorenen Schnee, aber von draußen vernahm man murmelnde Stimmen, Schritte huschten hin und wieder auf den Marmorfließen des Flurs und die Flügel der Hausthür drehten sich knarrend in den Angeln.

Der Graf fuhr zusammen und öffnete die Thür.

Vorsichtig wie ein Kind, als könne man ihm noch wehe thun, der doch den Schmerz der letzten Tage abgeworfen hatte, trug man ihn die Stufen hinan, den bleichen Kopf an Richards Brust gebettet. Entsetzt standen die Leute an der Wand, weinend der Gärtner, der noch aus des Oberjägermeisters Zeiten im Hause war.

Er war ohne Schuld und doch traf das Schweigen, dies Weinen des greisen Dieners und Richards düsterer Blick den Grafen wie eine Anklage; es war der Schatten der den Wolken voran eilt.

Das Nöthigste wurde besprochen und verabredet, dann verabschiedete sich der Arzt, um nach der Stadt zurück zu fahren und Richard schloß sich ihm an. Dem schwachen Versuch des Grafen ihn zurück zu halten, widerstand er. „Ich komme zur Bestattung wieder," sagte er.

Die unaufgeklärte Schuld legte sich trennend zwischen Beide — Jeder hielt fest an dem, was er als sein Recht erkannte. Dem Maler in seinem lebhaften Rechtsgefühle, in der tiefen Erbitterung gegen Herbert, war Graf Wolfs Schmerz um den Todten und seine ausdrückliche Versicherung, daß er ihn schuldlos halte keine hinreichende Ehrenerklärung; er wollte es deutlich in

Worte gefaßt hören, was Jener so ängstlich in seiner Seele verschlossen hielt. Der alte Mann dagegen sah in diesem Verlangen, das keinen Beweis herbeiführte, das Herbert und in ihm die Familie beschimpfte, nur die Befriedigung eines leidenschaftlichen Rachegefühls und er versagte es.

Als der Arzt das Zimmer verlassen hatte, zog der Anwalt einen Brief hervor und überreichte ihn dem Grafen. „Er gab ihn mir für den Fall seines Todes."

Der alte Herr nahm ihn und las: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, Herr Graf, dann stehe ich vor dem Richter der Welten und bin freigesprochen. Daß auch Sie es thaten in Ihrem Herzen, die Ueberzeugung giebt mir den Muth eine letzte Bitte an Sie zu richten, eine Bitte, die nicht Ausdruck gefunden in meinem Testamente, weil der Wunsch erst heute aufstieg in meinem Herzen.

Ich möchte in dem Walde von Tannensee begraben sein, nicht auf dem Dorfkirchhof, der so weit abliegt. Ich habe den Wald so gern gehabt, ihm gehören meine besten Erinnerungen, ihm die Zeit, wo ich noch heiter und vertrauend auf Welt und Menschen sah. Ich habe nicht eigentlich das besessen, was man eine Heimath nennt, aber die stille Waldespracht hat mir viel davon

ersetzt, hat mir manchen kleinen Schmerz hinweggenommen aus kindischem Herzen und mir viele schöne Stunden gegeben. Ich werde da nicht einsam liegen, unter denen, die vorübergehn, wird auch Comteß Theresa sein.

Constantin Wangen.

Graf Wolf erhob sich und seufzte schwer, dann reichte er den Brief seinem Vertrauten.

„Wie weh es mir ums Herz ist Ruben, wie weh! Der letzte Wunsch wird ihm erfüllt werden; wir werden morgen einen schönen, stillgelegenen Platz suchen und Theresa's Hand soll den ersten Kranz auf sein Grab legen."

# Achtes Capitel.

Es war drei Tage später und die Bestattung in Tannensee vorüber.

Schneller als die Kunde seiner Rückkehr aus Afrika hatte sich die Nachricht verbreitet, daß Constantin im Duell von seinem Jugendfreund erschossen sei und die widersprechendsten Gerüchte liefen über den Grund des Zweikampfes um. Niemand hatte den Heimgekehrten gesehen; flüsternd und langsam hatte durch die Dienerschaft die Behauptung sich Bahn gebrochen, daß er noch unter den Lebenden sei und mit Graf Herbert eine kurze, stürmische Zusammenkunft gehabt habe. Auch den Letzteren hatte Niemand während dieser Zeit gesprochen und das war nicht aufgefallen, da seine Zurückgezogenheit durch den Verlust seiner Gattin genugsam erklärt wurde. Den

Grund des Zweikampfs hatte selbst Baron Geierstein, der dem Grafen secundirte nicht erfahren; der Schleier, der das Geheimniß bedeckte, wurde von keiner Hand gelüftet.

Aber das Aufsehn war ein ungeheures. Die Theilnahme die man dem Gefallenen bewies, überschritt weit das Maß des Herkömmlichen, es lag darin neben der wahrhaften Anerkennung, die man seinem liebenswürdigen Charakter und seinem hohen Geist zollte, auch eine stille Verurtheilung des Gegners in dem unbekannten Streite.

Denn Graf Herbert der in seiner Stellung eines hohen gesellschaftlichen Ansehns genoß, war dabei nur wenig beliebt, seine Doppelzüngigkeit und Unzuverlässigkeit waren Manchem bekannt, seine Herzenshärte und seinen nutzlosen Egoismus verstand er nicht immer durch sein kühles, berechnendes und doch so geschmeidiges Wesen zu verdecken. Wer Beiden nahe gestanden in der Jugendzeit, da sie so eng verbrüdert waren, der ließ in diesem Augenblicke das glänzende Haus des Grafen unbeachtet liegen und folgte dem Sarge, der aus dem Schloß von Tannensee hinausgetragen wurde in den beschneiten Forst.

Auch Theresa war gekommen; sie hatte den lähmenden Schrecken überwunden, der sie unvorbereitet traf, wie immer rang sich ihre kräftige Natur empor und traf das Richtige.

Die winterliche Sonne fiel mit bleichem Schein in das Gartenzimmer, das einst, als der Oberjägermeister hier noch residirte den heitern Versammlungsort der Familie bildete. Hier hatte das Drama begonnen und hier, wo Constantins Sarg stand, hatte es seinen Abschluß gefunden.

Die schöne Ariadne, die der Oberjägermeister nach Kettenstein geschenkt, hing darüber; man hatte das Bild an seinen Platz zurückversetzt, seit Richard ein öfterer Gast in der Familie war und man fürchten mußte, durch den Anblick desselben ihm wehe zu thun.

Jetzt schaute es herab, als eine stumme und doch so beredte Anklägerin; der treue Kämpfer der da ruhte, der sie im Leben gewarnt und im Tode vertreten, hatte umsonst versucht der Wahrheit den Sieg zu verschaffen.

Einer nach dem andern war gekommen, hatte in das stille Gesicht des Todten gesehen und den letzten Gruß in den Sarg gelegt und dann hatte die Thür sich geöffnet und die Eine war herangetreten, die er so heiß

geliebt hatte. Wortlos kniete das schöne Mädchen nieder; nicht die ersten Liebesgefühle ihres jungen Herzens hatten ihm gehört aber die ersten heißen Schmerzensthränen, die ihre Augen weinten, der Scheidekuß den sie mit zitternden Lippen auf seine Hand drückte, nachdem dieselben ein Gebet für ihn gestammelt hatten.

Den dunklen Kopf tief in das Blättergrün gebeugt, hörte sie nicht den Schritt, der auf dem dicken Teppich unh[illegible]c sich nahte, aber sie fühlte sich sanft emporgehoben und sie kannte die Stimme, die liebevoll sagte: „Mit diesen Thränen, Theresa, geben Sie ihm mehr, als das Leben ihm je geboten hat."

Sie lehnte erschöpft einen Augenblick den Kopf an Richards Schulter und sagte dann zurücktretend: „Wird es nun genug sein, — glauben Sie nicht, daß die Frau, die so schwer gelitten und so treu geliebt hat, sich jetzt versöhnt erklärt? Der edelste der Menschen ist für sie eingetreten, die Thränen, die an seinem Grabe geweint werden, fließen auch ihr, vor wem wollte sie noch gereinigt stehen?"

„Ja es ist genug," bestätigte er voll bitterm Schmerz, „denn der Kampf ist aus. Graf Herbert behielt ja den Sieg über Ehre und Liebe und Treue; —

sie sind alle todt, die gegen ihn zeugen könnten. Der Name, für den Ihr Herr Vater so besorgt war, ist mit köstlichem Blute rein gewaschen, die Welt wird keinen Makel daran finden."

Sie erhob bittend die Hand und er verstummte. „Es soll Frieden sein an den Gräbern," sagte sie leise, „nicht Bitterkeit."

„Ja, ja," erwiderte er, „aber an dem Sarge geliebter Menschen haben wir so sehr das Bedürfniß, an eine ausgleichende Gerechtigkeit zu glauben. Was ist das Leben, was ein Streben ohne sie! Er wäre froh in den Tod gegangen, wenn das Licht der Wahrheit ihm den dunklen Weg erhellt hätte."

„Es giebt auch eine ausgleichende Gerechtigkeit," sagte sie in begeisterter Ueberzeugung, die schönen Augen zu ihm emporgehoben. „Wenn Sie aufmerksam, nicht allein den Veränderungen des äußeren Lebens, sondern auch den Wandlungen in der Menschenbrust folgen, so werden Sie immer ihre Spur finden. Mein ganzer sittlicher Stolz lehnt sich dagegen auf, ein Spielzeug des Zufalls zu sein, hin und hergeschleudert von seiner Laune, zerbrochen von seiner Willkür, der Mensch steht über dem Zufall."

Sie strich lind und zärtlich über das ernste, stille Gesicht des Todten — „Sie dürfen mir den Glauben nicht nehmen, den unerschütterlichen, daß er Gerechtigkeit empfängt. Er findet sie in unserm Herzen und vor dem Gott, der unsere Wege lenkt, er findet sie auch, glauben Sie es mir, in der Seele desjenigen, dem jede einsame Stunde das Wort „schuldig“ zuruft.

Richard widersprach nicht; wie Tempelschändung hätte es ihm geschienen, an dem freudigen Glauben dieser jungen, warmen Menschenbrust zu rühren.

In der Mittagszeit, als die Sonne von dem winterklaren Himmel leuchtete und den Wald mit blendender Pracht übergoß, trug man Constantin hinaus. Ein langer Zug von Leidtragenden folgte, die gekommen waren, den letzten Gang mit ihm zu thun; nur der Eine, der ihm am nächsten gestanden, fehlte.

„Wissen Sie etwas von Wangerloh?“ fragte ein älterer Cavalier mit neugierigem Gesicht, der sich an Baron Geierstein, Graf Herberts Secundanten gedrängt hatte.

„Nein, ich war heute Morgen bei ihm, bin aber nicht vorgelassen.“

„Seltsam, bester Baron, überaus seltsam! Nun es ist natürlich, daß Sie discret sind, man darf das bei Ihnen voraussetzen, allein eine gewisse Aufklärung, stellen Sie dem Grafen das doch vor, ist man eigentlich seinen Freunden schuldig. Wohin soll die Wagschale sich neigen wenn man so garnicht au fait ist?“

„Man soll das Abwägen ganz unterlassen,“ erwiderte Baron Geierstein trocken.

„Das sagen Sie wohl, aber wenn man hört, was die Dienerschaft so ausplaudert, daß der Graf sehr ruhig ist, daß er ganz vorzüglich dinirt bei sich und vollkommen unberührt von dem Vorgang scheint, dann weiß man wahrhaftig nicht, ob man sich mit der großen Theilnahme für den Doctor, der übrigens ein charmanter Mensch war, in diesem Falle nicht ein Dementi giebt.“

„Es ist nicht wahr,“ brauste der gutmüthige Reiterofficier auf, „der Teufel hole das Bedientengeschwätz. Freilich wird Wangerloh seit dem Unglückstage wieder etwas genossen haben, sonst wäre er ja verhungert. Wenn ihn seine Mutter an jenem Tage an einer leckeren Tafel erwartete, weil er ihr gesagt hatte, er fahre zur Jagd, so kann doch unmöglich das ihm zur Last gelegt werden. Ich kenne die Sache nicht, um die es sich

handelt; ich bitte Jeden allen Ernstes mich mit Fragen zu verschonen, die ich nicht beantworten kann; aber weil Sie so sehr discret sind, will ich Ihnen ein für allemal sagen, daß Wangerloh vollständig zerschmettert war! Als ich ihn zurück brachte, wie ein willenloses Kind und ihn in die Thür seines Zimmers schob, wo seine Mutter sich befand, sah er so furchtbar verändert aus, daß die alte Excellenz laut aufschrie und den Ton vergesse ich nie, womit er ihr sagte: „ich habe eben Constantin erschossen!“

„Grauenhaft, grauenhaft und weiter?“

„Weiter nichts, ich sagte Ihnen ja, kein Mensch hat ihn wiedergesehen.“

„Ist er noch auf freiem Fuße?“ fragte der Kammerherr.

„Nun natürlich, so rasch erledigt sich das doch nicht.“

„Es ist gewiß ein seltener Fall,“ meinte der Unermüdliche, „daß die Familie der einen Partei sich so vollkommen neutral stellt. Graf Wolf giebt sich das air, als habe er einen Sohn verloren, nicht als habe sein Neffe einen Gegner erschossen; die schöne Comteß war in ganze Wolken schwarzen Flors gehüllt und die Palmen auf dem Sarge sind von der alten Gräfin

Wangerloh. Sagen Sie mir, lieber Baron, hat man je etwas so Mysteriöses erlebt?“

„Nein; das einzige was offen zu Tage liegt, ist die allgemeine Uebereinstimmung, daß Wangen ein ganz capitaler Mensch war. Ich bin ihm verteufelt gut gewesen und wäre ihm gern anderswo wieder begegnet, als auf jener Lichtung.“

Als die Ceremonie vorüber war, fuhren die Leidtragenden davon. Man hatte ihn ja schon so lange Zeit zu den Todten gezählt, sich so vollständig abgefunden mit seinem Verluste, er hatte, da er flüchtig einen Moment wiederauftauchte, so gar keine Beziehungen zum Leben erneut, daß auch die Theilnahme für ihn keine lang andauernde sein konnte. Was davon übrig blieb war mehr befriedigte Neugier, als ein tiefgehendes Bedauern. Der Strom des Lebens reißt die Menschen unaufhaltsam hinweg von den Stätten des Glücks oder des Schmerzes, an denen sie einen Augenblick still gestanden.

Am Nachmittag fand die Eröffnung seines Testaments statt, welches er in des alten Ruben Hände niedergelegt hatte und auf dessen Umschlag bemerkt war: Zur Kenntnißnahme des Herrn Grafen Wolf von Wangerloh,

der Comteß Theresa von Wangerloh und des Herrn Richard Lenz.

Das junge Mädchen hatte Alles durchgemacht mit den Männern ohne zu wanken, von der ersten Schreckensbotschaft, daß Constantin gefallen sei, bis zu dem letzten traurigen Abschied. Was ungleich und überschäumend gewesen war in dieser tapfern und stolzen Natur, war wohlbewußte Kraft im schönsten Verhältniß zu ihrem lebhaftem Empfinden geworden; ihr Eigensinn ein treues Festhalten an dem, was sie als Recht erkannt hatte. Sie war nicht mehr das Kind, das trotzig und ungeduldig sich emporreckte neben dem Manne, der sie übersah und den sie doch liebte mit der ganzen Heftigkeit ihres noch ungeklärten Gefühls, sie stand jetzt frei und fest neben ihm auf der Höhe, die sie erstiegen hatte.

Richards besorgter Blick streifte ihr bleiches Gesicht und die schönen Augen, die noch die Spuren der Thränen zeigten; er machte den Vorschlag die Vorlesung von Constantins letzten Willen zu verschieben.

„Nicht doch," sagte sie freundlich, „ich bin ruhig genug dazu. „Wenn der Sturm auch ausgetobt hat, sieht man doch noch seine Spur."

Der Zufall wollte es, daß sie nahe bei einander

saßen vor dem Tische, hinter dem der Anwalt Platz genommen hatte; sein Blick und seine Anrede wendete sich hauptsächlich an das junge Paar, da Graf Wolf seitwärts stand, und es war wie ein unsichtbares Band, welches die Worte des Todten in dieser Stunde um Beide schlangen.

„Ehe ich meine Wünsche und Bestimmungen Denjenigen ans Herz lege," las Ruben, „die mir gut waren im Leben, betheuere ich feierlich im Angesicht des Todes und vor Gott dem Allwissenden, daß ich dessen nicht schuldig bin, wessen man mich anklagt.

Nie wieder, seit ihren Mädchentagen, habe ich die Frau gesehen, die meine Gattin hieß; nichts weiß ich von dem Kinde, das meinen Namen trägt. Der Ausspruch der Verklärten, daß ich nie in irgend welcher Beziehung zu ihr stand, ist die lautere Wahrheit, so wahr mir Gott helfe!"

Richards Blick traf vorwurfsvoll den Grafen, „ich zweifelte nicht daran," murmelte derselbe leise.

„Aber was ich betheure und was meine Freunde mir glauben, wird null und nichtig vor dem Gesetz. So lange nicht Beweise des Gegentheils erbracht sind gilt Veronika als mein Kind und als solches wird vor-

mundschaftlich über sie verfügt werden, sobald meine Augen sich geschlossen haben. Arme Kleine — nicht Fremde sollen willkürlich, wenn auch in bester Ueberzeugung über sie bestimmen und sie vielleicht ihren einzigen Freunden entreißen; da das Gesetz sie mir zuspricht, mache ich von den mir aufgedrungenen Vaterrechten Gebrauch.

Ich verleihe ihr meinen Namen als rechtmäßigen Besitz; ich adoptire sie feierlich als ein geliebtes Kind.

Ich hinterlasse Veronika Wangen mein gesammtes Baarvermögen, welches sich, laut den anliegenden Depositenscheinen, in der englischen Bank befindet und ernenne zum Verwalter desselben den Rechtsanwalt Herrn Ruben.

Als Vormund, der für die Erziehung des Kindes Sorge zu tragen haben wird, bestelle ich Herr Richard Lenz, aber ich bitte die Comteß Theresa von Wangerloh, im Angedenken an mich, ihm als Mitvormünderin rathend und helfend zur Seite zu stehen. Ich brauche meinen Freunden die kleine Waise, die nun meinen Namen trägt nicht an's Herz zu legen. Sie Beide liebten sie ja schon und erbarmten sich ihrer, ehe ich von ihrem Dasein wußte und mit Beiden ist sie durch

engere Bande verknüpft, als mit mir. Sterbend kann ich nichts thun, als vor der Welt ihre Familienverhältnisse sichern und feststellen nach besten Kräften — meinen Freunden bleibt die schönere Aufgabe, sie können ihr Vater und Mutter sein in des Wortes edelster Bedeutung.

Damit möge es denn Frieden sein in so aussichtslosem Streit; der Ehre ist genug geschehen, was darüber ist, das ist vom Uebel.

Mein Segen soll auf dem Kinde ruhen, das ich nun das meine nenne; möge es glücklich sein! Ich danke denen, die mir treu gesinnt waren im Leben, und ihm, der an mir gefehlt, gebe ich meine brüderliche Verzeihung sobald er sie ersehnt

Constantin Wangen."

Der alte Rechtsanwalt faltete, als er geendet den Bogen still zusammen und legte ihn vor sich auf den Tisch. Theresa hatte den Kopf in den Sessel zurückgelegt und bedeckte die feuchten Augen mit dem Tuche.

„So edel, so einfach und groß und er ist dahin!" sagte ergriffen Graf Wolf.

Da Richard schwieg und vor sich niedersah, wandte der Rechtsanwalt sich direct an ihn: „Unterziehen Sie

sich den Pflichten, Herr Lenz, die Ihnen hier auferlegt werden?“ fragte er.

„In vollem Umfange,“ erwiderte er; „es ist mir nur ein eigenthümliches Gefühl, daß mir noch verliehen wird, was mir gebührt und was ich längst besessen habe. Wer, auf der weiten Welt, hätte wohl ein näheres Anrecht an das Kind als ich!“

Der Anwalt lächelte; „dies Gefühl kommt Ihnen, weil es Ihnen so schwer wird, sich auf den Rechtsboden zu stellen. Gesetzlich haben Sie gar keine Ansprüche an das Kind. Blutsverwandtschaft ist nicht vorhanden und Freundesgefühle kommen hier nicht in Betracht. Danken Sie es dem Heimgegangenen, daß er so schwierige und für Sie so schmerzliche Verhältnisse auf eine so einfache Weise geordnet hat.“

„Gewiß,“ rief Richard lebhaft, „das, was Wangen geleistet und gegeben hat, kommt an Größe nur dem gleich, was dem Kinde entwendet ist. Veronika, wenn sie es einst zu begreifen vermag, wird dankbar sein Andenken segnen; in meinem Bewußtsein aber lehnt sich etwas dagegen auf, daß sie Almosen empfängt, so lange sie noch Forderungen zu stellen hat. Verfallen lasse ich

dieselben nicht, sobald ich sie legalisiren kann, löse ich sie dennoch ein."

Ein dunkler Schatten flog über Graf Wolfs Gesicht; dieser Mann war unerbittlich und zähe wie er selbst. „Mit anderen Worten, Sie erhalten Ihren oft ausgesprochenen Verdacht aufrecht und setzten den Streit fort?" sagte er scharf. „Wünschen Sie meine Tochter dahinein zu verflechten?"

Richard zuckte die Achseln; „Die Comteß muß das wissen, Herr Graf. Wenn Pflichten und Anschauungen der Vormünder auseinander gehen, so ist es besser einer tritt zurück und ich bin bereit dazu."

Aber Theresa erhob sich rasch und legte bittend ihre Hand auf Richards Arm. „Sie werden mich nicht allein gehen lassen, auf diesem Wege, der Magdalena's Kinde gilt, nicht!" sagte sie ernst.

Die schönen Augen ruhten auf ihm mit fester Ueberlegenheit und er nahm die kleine Hand und küßte sie. „Ich fühle ja so gern in Uebereinstimmung mit Ihnen, Comteß," sagte er, „ich möchte unsere Wege trennten sich nie. Aber was ich ersehne, das fürchten Sie; was ich als eine süße Genugthuung für die Frau

wünsche, die man so grausam hingeopfert hat, das würde für Sie eine Demüthigung sein."

„Für mich?" sagte sie stolz; „ich fühle in dieser Sache mich rein; ich scheue die Wahrheit nicht aus selbstsüchtigem Stolz, noch suche ich sie aus persönlichem Rachegefühl; wenn sie uns kommt nehme ich sie an."

Er erröthete tief; „es ist kein persönliches Gefühl, aber das Eingeständniß einer Schuld ist die beste Abbitte, die Abbitte die einzige Versöhnung. Sie haben gehört daß selbst ein so großer Charakter wie Wangen seine Verzeihung daran knüpft. Ich habe keine Aussicht zu reussiren, aber schon mein Wunsch trennt uns innerlich."

„Nicht der Wunsch," sagte sie ruhig, „auch nicht die Erfüllung; uns könnte nur der Gebrauch trennen, den Sie von der erlangten Wahrheit machten. So lange aber lassen Sie uns zusammen gehen, ich glaube, ich kenne Sie besser als Sie sich selbst."

Sie hatte eine wunderbar zwingende Gewalt über ihn erhalten, er reichte ihr die Hand und sie legte mit dankbarem Blick die ihrige hinein.

„Sie sind also einig, gnädigste Comteß?" fragte der Rechtsanwalt als das schöne Paar vor ihm stand.

Was war es doch, was ihn so electrisch berührte in dieser einfachen unbefangenen Frage, in diesem ernsten Augenblick? Er faßte mit sanftem Druck die weiche Hand, die in der seinen lag und sprach an Theresa's Statt: „Ja."

Es war die erste Gemeinsamkeit, die sie verband, der gleiche Weg und das gleiche Ziel, wenn auch nicht das, welches Theresa sich in ihrer Mädchenphantasie gesteckt hatte. Aber sie dachte in diesem Augenblick nicht an ihre eigenen Wünsche, sie dachte an das kleine verlassene Kind, welches ihrer Barmherzigkeit überantwortet wurde, und sie stimmte ein in das Ja, so feierlich bewegt, als gälte es das eigene Glück.

„Haben Sie etwas einzuwenden gegen die Verpflichtungen, Herr Graf, denen die Comteß sich unterzieht?" fragte der Anwalt.

Graf Wolf betrachtete einige Augenblicke sinnend das Paar, das noch Hand in Hand dastand.

„Nein," sagte er, „denn ich bin nicht hart; nur gerecht. Dem Kinde, zu dem sich Niemand bekennt, soll nichts fehlen, auch Theresa's Zärtlichkeit nicht, schon um des Todten willen, der mir so werth war. Es mag eine Freistatt finden in meinem Hause, Schutz

und Sorge; nur nicht den Namen, der ihm nicht gebührt."

Thereſa, da ſie fühlte, daß Richard zuſammenzuckte, faßte ſeine Hand mit leiſem Druck. „Seien Sie doch zufrieden, mein Freund, ſie hat mehr als den Namen, der ihr verſagt iſt, ſie hat, ich gelobe es Ihnen, die Liebe einer Mutter!"

# Neuntes Capitel.

Der Winter war still zu Ende gegangen für Graf Wolf und seine Tochter, nachdem dieselben in die Stadt zurückgekehrt waren. Die Familientrauer und das erschütternde Ereigniß in Tannensee dispensirten sie von den größern Festlichkeiten und beschränkten ihren Verkehr auf die näheren Freunde des Hauses. Aber auch in diesem kleinen Kreise blieb Theresa der strahlende Mittelpunkt und der Gegenstand heißer Wünsche und vergebens hielt man Umschau, wen eigentlich die Comteß auszeichne mit ihrer Gunst.

Obschon Richard eine Persönlichkeit war, welche längst einen hervorragenden Platz in der Gesellschaft einnahm, seitdem man ihn bei Hofe auffällig auszeichnete, obwohl er eine gewisse Aufmerksamkeit in Anspruch

nahm, auch in seinem Privatleben, nun man ihn in seinem Atelier bewundern durfte, so waren zu seiner Befriedigung doch die Beziehungen nicht bekannt geworden, die ihn mit Theresa schon seit ihrer Kinderzeit verknüpften.

Er selbst scheute sich, sie zu zergliedern, es würde ihm unerträglich gewesen sein, von fremder Hand sondiren zu lassen, welches Gefühl das vorherrschende blieb in seinem eigenthümlichen Verhältniß zu dem jungen Mädchen; das künstlerische Wohlgefallen an ihrer blühenden Schönheit, die herzliche Freundschaft aus früherer Zeit und die Dankbarkeit, daß sie dem verlassenen Kinde der Geliebten sich zuneigte, oder ein mächtigeres Gefühl, das er nicht nennen mochte, das ihn bewundernd an diesen klaren, kräftigen Geist und das gute, warme Herz fesselte, das ein heimliches Verlangen erzeugte, das verlorene Glück wieder zu empfangen aus ihrer Hand.

Ein Kind war sie gewesen, als sie ihm gesagt hatte: „ich werde Sie zwingen, mich zu lieben," und zuweilen war es ihm, als fühle er jetzt die siegende Gewalt dieses freudigen Glaubens, als rausche der Frühling durch sein Herz. Zuweilen — Nicht immer. Denn es gab auch Stunden, in denen er der alte Pessimist war, der in ihrer

Treue eine eitle Kinderlaune, in der andauernden Liebe zu Veronika eine stille Berechnung sah, ihm zu gefallen. Und dann waffnete er sich mit Standhaftigkeit, dann redete er sich ein, Magdalena solle auch hier, in seinem Herzen beraubt werden, wie man sich an ihrem Recht als Gattin vergriffen hatte, und in solchen Tagen behandelte er Theresa mit einer Kälte, die sie an die Zeit in Italien erinnerte, wo sie in kindische und zornige Thränen ausbrach. Jetzt weinte sie nicht mehr; sie wartete, und ihre heitere Geduld reizte ihn heimlich zur Ungeduld wie einst das Gegentheil.

Er wußte, daß eine edelmüthige Absicht Constantin veranlaßt hatte, Theresa neben ihn zu stellen in den Pflichten für Veronika, aber eben weil er einen Zwang darin sah, lehnte er sich dagegen auf; er wollte sich ja wehren gegen die Macht einer neuen Liebe.

Am Tage nach der Testamentseröffnung hatte er Abschied von Theresa genommen, kälter und förmlicher als seine vorhergegangene Bewegung vermuthen ließ. Er bat sie, vorläufig, wo nur weibliche Sorge und Zärtlichkeit dem Kinde Noth thaten, allein über Veronika zu disponiren, und gab im Voraus seine Zustimmung zu jedem Beschlusse oder jeder Aufenthaltsveränderung.

Er selbst ging nach Wien, aber schon nach drei Wochen kehrte er zurück — diesmal, um ganz überzusiedeln in die Residenz, wo Theresa im Winter mit ihrem Vater lebte und von wo man Sommers in wenigen Stunden in Kettenstein sein konnte.

„Veronika's wegen," sagte er, fast entschuldigend, als er in Theresa's froh erstaunte Augen sah. „Ich darf mich in der Sorge um sie nicht von Anderen beschämen lassen."

Er betrat selten das gräfliche Haus, aber er beobachtete es, er wußte, wer ein und aus ging, er kannte Theresa's Tageseinrichtung, ihre Spazierfahrten, ihre Besuche.

Weniger erfuhr er von Herbert. Das prächtige Haus, das im Beginn des Winters mit so viel Pomp eröffnet worden war und so große Erwartungen in geselliger Beziehung erweckte, lag still und verödet, seit man die junge, lebensfrohe Gebieterin begraben und ihr Gemahl, in Folge des Duells, eine längere Festungshaft angetreten hatte.

Das ungeheure Aufsehen wollte sich lange nicht abschwächen und der Gefangene wurde ein interessanterer

Gegenstand der Tagesgespräche, als es einst der gesuchte Dandy gewesen war.

Die gänzliche Zerknirschung der ersten Stunden und Tage wurde bei ihm freilich bald besiegt von der Herrschaft, die er über sich auszuüben verstand und in den Verhören, die er zu bestehen hatte, zeigte er sich klar und überlegt, wie immer. Sonst hatte ihn Niemand gesehen, als seine Mutter und Graf Wolf, dessen Vermittlung für ein beschleunigtes gerichtliches Verfahren er in einer kurzen Unterredung in Anspruch nahm.

Es war ein frostiges Begegnen gewesen, Herberts Vorbereitungen für dieses Zusammentreffen umsonst. Denn obwohl der ältere Wangerloh genau eingeweiht war in die Vorgänge, so vermied er doch jede darauf bezügliche Bemerkung, jeden Trost und jedes Bedauern. An dieser Stelle wenigstens verschmähte er es, den Schein aufrecht zu erhalten, als glaube er an Herberts Unschuld.

Der Bitte, welche in längst nicht mehr gehörter Herzlichkeit vorgetragen wurde, schenkte er nur eine geschäftsmäßige Aufmerksamkeit.

„Mein eigenes Interesse erheischt jede Unterstützung, die sich auf einen baldigen Abschluß dieser peinlichen

Angelegenheit bezieht," war Graf Wolfs Erwiderung gewesen. „Ich hoffe, dies ist die letzte Gemeinsamkeit zwischen uns, wir wissen es Beide, daß wir keinen inneren Zusammenhang haben können."

Es lag eine unsägliche Geringschätzung in des alten Mannes Ton, das unumwundene Geständniß, daß er ihn durchschaut habe, und Herberts Hochmuth bäumte sich auf in ohnmächtiger Wuth. Aber sollte er weiter gehen auf dem gefährlichen Terrain, sollte er Erörterungen herbeiführen, die ihn nur in dichteres Lügengewebe verstricken mußten, oder durfte er gar, Verantwortung fordernd, seinem Onkel entgegentreten, und dem blutigen Drama ein Nachspiel geben, welches die öffentliche Meinung über ihn nur noch tiefer hinabdrücken konnte?

Nach so langen, heimlichen Kämpfen, nach den Anstrengungen uud Martern der letzten Tage, trat allmälig eine merkbare geistige Erschlaffung bei ihm hervor; er hatte ein Gefühl, als sei er von den Ereignissen, die er zu gängeln geglaubt, überlistet. Ja, er hatte sie gewonnen, die Freiheit, die der Reichthum verleiht, aber er hatte sie mit der Knechtschaft einer ewigen Wachsamkeit und Vorsicht, mit dem unbehaglichen Gefühl, beobachtet und verdächtigt zu sein, bezahlt.

Er wußte es von seiner Mutter, in welch auffälliger Weise man Constantin das letzte Geleit gegeben; argwöhnisch, wie das Schuldbewußtsein es ist, erkannte er in dieser Achtungsbezeugung für den Todten, die erste laut werdende Anklage gegen sich selbst. Dazu fühlte er sich körperlich zum Tode ermattet. Nur nichts mehr sehen und hören von dem, was sich draußen noch vollzog — die einsame Festungshaft winkte ihm wie eine Ruhestatt. Wenn er immer und immer wieder brütete über den ungeahnten Verlauf, den die Ereignisse genommen, welche sein Verrath heraufbeschworen hatte, wenn er durch die vereinsamten Zimmer wanderte, so glänzend und so still, auf dem Parquet nur sein eigener Schritt, in den Spiegeln nur sein eigenes Bild, dann war es ihm, als sei die Welt leer und das Leben eine wechsellose Dämmerung. Niemals, seit den Jahren, wo er ein Mann war und seine Bahnen sich getrennt hatten von denen des Freundes, niemals hatte er empfunden, wie mächtig und wie unvertilgbar die Erinnerungen an eine reine, frohe Jugendzeit sind, niemals, wie fest die Bande, welche zwei Brüder verknüpfen.

Und einst waren sie es, einst theilten sie Alles und Constantin gab von dem Ueberfluß seines Geistes

und Herzens und zog ihn empor zu sich, über den Schlamm des Lebens hinaus.

Dann freilich hatten langsam und unmerklich sich die Bande gelöst; Constantin stieg aufwärts und Herbert hinab, in Tiefen, wohin des Freundes Auge ihm nicht folgte. Aber lösen geschieht sanft und schmerzlos, Herbert hatte es kaum empfunden, der leise Zusammenhang, den er immer noch spürte, hatte ihm genügt. Jetzt erst waren sie zerrissen — durch seine Hand zerrissen und für immer.

Herbert hatte Magdalena eine kurze Zeit geliebt, aber mehr mit den Sinnen, als mit dem Herzen, Constantin dagegen hatten die lautersten und stärksten Gefühle gehört, deren er überhaupt fähig war und nachdem die mächtigen Kämpfe und inneren Anstrengungen der letzten Jahre seine Elasticität verringert hatten, kam er über dies Grab nicht mehr hinweg. Er empfand es als eine Erleichterung, daß Melanie und ihr Kind ihm genommen waren, und er gestand sich das ruhig ein. Mit Anderen eng zusammenzuleben, stets auf sich achten zu müssen, selbst daheim in der Stille der eigenen Häuslichkeit, der Qual würde er erlegen sein.

Seine Mutter hing weinend an seinem Halse, als er Abschied nahm, um seine Haft anzutreten.

„Wie verändert Du bist," klagte sie, „was Alles steht in Deinem Angesicht!"

Er wandte sich ab und ging; wenn sie gewußt hätte, was Alles eingegraben stand in seinem Herzen mit eherner Schrift! Die Fenster seines Hauses wurden verhangen, über die prächtigen Möbel Hüllen gelegt und über das Ereigniß zog Vergessenheit — nur über seine Erinnerung nicht. Immer wache Bilder rief sie hervor, unauslöschliche! Nicht heimlich sprach sie zu ihm — mit lauter, vernehmlicher Stimme, dreist und drohend machte sie sich breit, saß mit ihm zu Tisch und folgte ihm auf sein Lager.

Es war eine lange, einsame Haft. Hatte er wirklich nie Freunde gehabt, waren sie scheu vor ihm zurückgewichen, seit sie an Constantins Grabe gestanden, oder hatte seine eigene starre Gleichgültigkeit ihr Interesse ertödtet — kein Zeichen der Theilnahme drang in seine Abgeschiedenheit.

Er hatte eine Fülle von Lectüre, aber er benutzte sie wenig; — er war zu schlaff, um mit Aufmerksam-

keit zu folgen und die eigenen Gedanken, so rastlos und drängend, zogen ihn ab.

Die Bäume schüttelten den Schnee aus den Zweigen. Der Winter verging und der Frühling kam. An seinen Fenstern baute ein Schwalbenpaar; er erinnerte sich, wie er in den ersten Wochen seiner Ehe mit Magdalena den hübschen, kleinen Gästen zugesehen, die an dem Giebel ihres Hauses sich heimisch machten, welche Freude und welchen Zeitvertreib sie ihr in der tiefen Einsamkeit gewährt hatten.

Mit wunderbarer Deutlichkeit tauchten die Stätten vor ihm auf wo sie gelebt hatte. Das äußere Bild ihres Glückes, wurden sie schmuckloser und düsterer in dem Grade, als seine Liebe verblich. Aber sie hatte wenigstens ihr Kind gehabt, dies Kind, welches sie untrennbar mit einander verband, wie sie gesagt hatte, und das er nicht einmal mehr kannte! War es Sehnsucht, war es Reue, was ihn das Bild des schönen Weibes so oft betrachten ließ und seine Gedanken immer wieder zu dem Kinde zurückführte, welches er der barmherzigen Liebe fremder Menschen überantwortet hatte?

„Nein, o nein," sagte er, noch immer die Selbsttäuschung festhaltend, „ich würde das Alles überwunden

haben. Ich hatte ja für sie sorgen und ruhig scheiden wollen von ihr. Sie hat mich gedrängt zu so schlimmer That, ihre eigene Unerbittlichkeit, die sie Rechtschaffenheit nannte, hat sie in's Grab gebracht."

Aber Constantin — Constantin hatte ihn zu nichts getrieben. Er hatte weder Theil gehabt an der Thorheit, noch Widerstand geleistet, als sie beendet werden sollte, er hatte nichts gewußt und nichts gewollt. Er war heimlich und unversehens hinabgerissen in einen Abgrund von Schmach und Ehrlosigkeit und da er sich daraus befreien wollte, fand er den Tod.

Und nicht blinder Zufall führte ihn herbei, Herberts Hand war es, die ihn gab; er sagte sich das mit wildem, verzweifeltem Aufschrei seiner Seele. Er nahm erst die Ehre und dann das Leben!

Ruhelos wanderte er Stunde um Stunde in dem öden Gemach oder in dem Hof der Citadelle, auf den einsamen, grünen Wällen der Festung. Nun prangte auch der Wald von Tannensee im Laubschmuck und die hohen Bäume warfen sorgsam ihren Schatten auf das Grab. Herbert kannte die Stelle, wo es war; ein heimlich gelegener Fleck unter schlanken Buchen, wo sie als Knaben gern gespielt und geruht hatten innig und

vertraut. Und nun lag er an demselben Orte, getödtet von seiner Hand!

Wenn auf seinen einsamen Spaziergängen seine Sehnsucht über die Festungswerke hinauszog, so galt sie dieser einzigen Stelle im Walde; ihm war, als müsse er dort finden, was er sein ganzes Leben hindurch vergeblich gesucht: ein friedliches Glück. Herbert war kein Gefühlsschwärmer; der unabweisbare Drang, an Constantins Grabe zu stehen, entsprang sowohl aus körperlicher Ermattung und einem tiefen Ruhebedürfniß, wie aus der Uebersättigung an den Genüssen, die er so übermäßig theuer bezahlt und die dadurch den Reiz für ihn verloren hatten. Er hatte nur die bestimmte Erinnerung, daß ihm dort wohl zu Muth gewesen, selbst in einer Zeit, wo die Welt ihm noch tausend Freuden bot.

Gegen Ende des Sommers, ihm unerwartet, weil er selbst es nicht gewünscht, kam seine Begnadigung. Er forschte gar nicht, welchem Einflusse er es zu danken hatte, daß seine Haft um die Hälfte der bestimmten Zeit gekürzt war, er packte seine Sachen und überlegte wohin? — Die Welt stand ihm offen, er war jung, frei, reich und unabhängig und doch dies Zaudern und Schwanken.

Zuletzt entschied er sich für seinen früheren Wohnort. Seine Mutter, die es nicht ahnte, daß ihr Sohn schon jetzt seine Freiheit wieder erlangt habe, befand sich im Bade, Graf Wolf, den er ohnehin nicht aufgesucht hätte, war auf Kettenstein, wie der alte Jonas berichtete, derselbe Diener, der Constantin so freudig begrüßt hatte. Auch sonst waren viele Bekannte auf dem Lande, aber diejenigen, die sich in der Stadt befanden, hatten ein gezwungenes und reservirtes Benehmen gezeigt, als er sie aufgesucht hatte. Vielleicht reflectirten sie nur seine eigene Stimmung, denn es war etwas Hastiges und Unsicheres in seinem Auftreten, was die Anderen mitbefangen machte.

Das eigene Haus mit seiner öden Pracht erdrückte ihn, er machte eine letzte verzweifelte Anstrengung, sich aufzuraffen und die quälenden Gedanken zu bannen, indem er einige Gäste zu Tisch laden ließ.

Es waren fröhliche Gesellen, die oft und oft mit ihm getafelt und jubilirt hatten in den Tagen seines leichtfertigen Junggesellenthums, die auch Melanie's Gäste gewesen waren in der Zeit ihrer kurzen Ehe. War es ein Zufall oder war es wirklich bewußte und übereinstimmende Absicht, von den Dreien, die er geladen,

kam nicht Einer. Es war wie ein Schlag, der ihn traf; er krümmte sich heimlich unter der Wucht desselben, dann erhob er sich auf's Neue.

Innerlich widerstrebend ging er am Abend in's Opernhaus. Hundert Blicke richteten sich auf ihn, er fühlte sie alle, wie eben so viel glühende Pfeile, denn sein eigenes Schuldbewußtsein legte mehr hinein, als darin lag. Aber als er eine Loge betrat, in welcher eine Anzahl ihm befreundet gewesener junger Männer saß, wurde das lebhafte Gespräch, das sich während des Zwischenaktes entsponnen hatte, auffallend still.

Es war ungünstig für Herbert, daß er ein so ängstliches Stillschweigen über den Grund des Duells beobachtete, gegen Jeden, selbst gegen vertraute frühere Freunde. Nicht der Zweikampf selbst oder der unglückliche Ausgang desselben, sondern die Veranlassung, die er so beharrlich verschwieg, nahm gegen ihn ein. Nach Beendigung der Oper hörte er die halblaute Verabredung, den Abend in einem öffentlichen Locale gemeinsam zu beschließen. — Niemand forderte ihn zur Theilnahme auf und er fühlte sich nicht sicher genug, sich wie früher unbefangen, als zu ihnen gehörig zu betrachten — er kehrte in sein einsames Haus zurück.

Eine wilde Verzweiflung ergriff ihn. Verloren, verloren Alles, bis auf den Glanz des Goldes, der ihn gelockt und für welchen er den einer unbefleckten Ehre hingab.

Es war eine klare Sternennacht und er durchwachte sie, wie er so oft gethan, wenn er nicht schlafen konnte, während seiner Haft, am offenen Fenster. Aber dort war es still und frei und kühl; aus dem kleinen Citadellgarten drang Blumenduft herauf, der Nachtwind rauschte in den Bäumen und sprach zu ihm, wie beruhigende Stimmen. Hier war es dumpf und schwül; Wagengerolle und Menschenstimmen bis spät in die Nacht. Und er konnte sie nicht hören, er war ja krank — krank! Mit Ungeduld erwartete er den Tag, er wollte nach Tannensee. Graf Wolf war in Kettenstein, hatte der Diener berichtet und Herbert wollte ganz heimlich hin, nur jene einzige Stelle im Walde sehen und dann nach seinem eigenen Gute gehen, welches ganz in der Nähe lag.

Er fuhr früh Morgens. Vom Bahnhofe aus, wo kein Wagen ihn erwartete und wo er das Ziel seiner Wanderung nicht verrathen wollte, hatte er eine ziemliche Strecke zu gehen, ehe der Wald ihn umfing. Das war ihm schon einmal passirt, vor fünf Jahren, wo er Magda=

lena zuerst unter der Eiche sah. Wie anders war er damals durch den Wald geschritten, wie leicht, wie froh; wie war die Welt so schön und seine Sorge so gering.

Er lenkte früher von der Landstraße ab, als damals und betrat den schmalen Fußpfad, der durch das Unterholz auf die Lichtung führte. Da lag sie vor ihm, die Stätte seiner Erinnerungen, der heiteren, wie der qualvollen, die seine schlaflosen Nächte erfüllten.

Süßes Schweigen rings umher; Bienen surrten über den smaragdgrünen Grund und Falter jagten sich in der blauen Luft, von fern her tönte das Klopfen des Spechts. Er stand regungslos und starrte über die blumige Decke — dort hatte er gelegen im Schnee und sein Blut hatte Pupurrosen darauf gestreut.

Er vergegenwärtigte sich den Tag, wo Constantin ihn gerettet hatte und er fluchte ihm, als einem Unglückstage. Wie süß und tief hätte er schlafen können, schon so manchen Tag, wenn der stolze Baum ihn traf. Nun beugten ihn andere Schläge und langsam aber sicher streckten sie ihn zu Boden.

Es war so still, so still — er stand im Schatten der hohen Bäume und vor ihm lebte und webte es in Sonnenpracht. Der Schrei einer wilden Taube klang

herüber — es durchzuckte ihn elektrisch, das war Constantins Lockruf bei ihren Knabenspielen — und dann wurde ein anderer Laut hörbar, so fremd an diesem Ort! Der Mann, der da im Schatten stand, schluchzte laut und es erleichterte ihm das Herz.

Endlich ging er weiter, zu der Stelle, wo Constantins Grab sein mußte und er fand sie bald. Ein leichtes, niedriges Gitter, mit blühenden Winden durchflochten, die heiter in der lauen, leichtbewegten Luft schaukelten faßte sie ein und üppige Farren überwölbten den Hügel.

Sie waren so lange zusammen gegangen durch's Leben, dachte er, hatten so manchmal mitsammen geruht, dürfte er doch hier neben ihm liegen! Es wäre so leicht gewesen, hätte nur nicht Constantins tödtliche Verachtung zwischen ihnen gestanden. Nachdem er gerastet, wanderte er weiter; er fühlte sich ermattet von der Aufregung und der ungewohnten Fußwanderung, in Tannensee, wo er sicher war, seine Verwandten nicht zu treffen, wollte er ein Pferd besteigen, um nach Buchendorf zu kommen.

Er trat aus dem Walde und ging unter den Ausläufern desselben am Seeufer hin, wo die Eiche stand,

unter der Magdalena gesessen und seinen Schwüren gehorcht und geglaubt hatte.

Wie damals, als sie zuerst sein Herz berauschte, schimmerte ein helles Gewand am Fuße derselben; wie damals spielten die Eichhörnchen in den Zweigen und blickten mit klugen Augen hinab. Er hielt den Schritt an und sah athemlos hinüber, es war dasselbe Bild und doch so anders! Nicht die Geliebte saß dort am Baumstamm, es war ein blondhaariges Kind, aber schön, wie sie.

Das kleine Mädchen sah ihn nicht, es schaute ganz still den spielenden Eichhörnchen zu, aber mit einem Male warf es mit einer energischen Geberde das Goldhaar zurück, daß er unbehindert in das reizende Gesichtchen sehen konnte, klatschte in die Hände und die Thierchen verschwanden mit Blitzeseile. Sie lachte hell auf, erhob sich und indem sie sich einige Schritte rückwärts von dem Baume entfernte, um die kleinen Lieblinge, die sie geneckt, in dem grünen Blätterversteck zu entdecken, kam sie in Herberts nächste Nähe.

Von einem unwiderstehlichen Gefühl getrieben, legte er die Arme um sie und hob sie mit einer ungestümen

Bewegung empor, den bärtigen Mund fest auf die weiche Kinderwange und die rothen Lippen pressend.

Aber Veronika schrie im Schrecken laut auf und der erste ängstliche Ruf lockte eine junge Dame herbei, die seinen Blicken verdeckt, an der anderen Seite des Baumstammes lesend gesessen hatte.

Das Kind glitt aus seinen Armen hinab und flüchtete vor dem fremden Manne hinüber zu dem jungen Mädchen, das, obwohl betroffen von Herberts unerwarteter Erscheinung, doch mit einem Blick den Zusammenhang erkannte. Sie drückte das kleine Mädchen fest an sich und als Herbert sich langsam näherte, machte sie eine stolze, abweisende Bewegung. Allein die Macht dieses Augenblicks auf sein tief erschüttertes Gemüth war größer, als die Herrschaft, die er stets so meisterlich über sich geübt, die lange verleugnete Natur forderte gebieterisch ihr Recht und sie erlangte es, da Herbert keinen Wunsch und kein Ziel mehr hatte.

„Geben Sie mir das Kind, Theresa, nur einen Augenblick," sagte er mit erschöpftem Ton, „ich habe so furchtbar gelitten, und es ist das erste Labsal, nach dem ich verlange."

Der Ausruf überraschte sie, allein sie gedachte

daran, wie er gewohnt war zu täuschen und zu trügen, sie durfte der Schwäche des Augenblicks nicht trauen.

„Sie sind krank, Herbert," sagte sie, vor das kleine Mädchen tretend, das halb scheu, halb neugierig sich hinter ihr verbarg, „und Kranke irren in der Wahl der Mittel. Was soll Ihnen das fremde Kind?"

Er stampfte im Schmerz mit dem Fuß auf den Boden. „Martern Sie mich doch nicht, Sie wissen es ja, es ist mein — mein!" Er rief es mit einem wilden Aufschrei, halb Lust, halb Verzweiflung und streckte die Arme aus.

Theresa besaß ein starkes Herz, aber ihre Hände zitterten, als sie ohne Gegenrede das Kind emporhob und es an seine Brust legte. „Da — da," sagte sie mit bebender Stimme, „sei gut, Veronika, er ist ein armer Mann!"

Das kleine Mädchen sagte kein Wort, die Augen groß auf Theresa gerichtet, duckte es wie ein Vögelchen sich an des Fremden Brust, und er ließ sich mit ihr an dem Baumstamm nieder und weinte in ihr goldenes Lockenhaar.

Das morsche Gebäude seines Trugs lag zerbrochen in der Kindeshand, endlich trat das befreite Gefühl in

sein Recht und nun der Damm gebrochen war, fluthete es über, unbekümmert, was es mit sich fortriß.

Als er das Gesicht erhob lag ein gänzlich veränderter Ausdruck darin; der mächtige Gefühlsausbruch hatte ihn nicht geschwächt, sondern ihm seine Elasticität zurückgegeben.

„Sie wissen nun Alles," sagte er mit einem Anflug des alten Stolzes, Theresa die Hand hinreichend, „aber reden Sie nicht mit mir davon, ich ertrage es nicht. Rechenschaft schulde und gebe ich an anderer Stelle. Danken lassen Sie mich für die Liebe, die Sie Veronika gegeben haben; ich würde unsäglich elender sein, wenn ich das Kind in traurigen Verhältnissen gewußt hätte."

„Dann hätten Sie es eher befreit," sagte sie, ihn ermuthigend.

Er verneinte hastig. „Glauben Sie das nicht, ich bin eine Natur, Sie haben es gesehen, die sich nicht biegt. Sie mußte vollständig zerbrochen werden!"

„Um sich wieder zu erheben."

Auch jetzt wehrte er lebhaft ab. „Sie glauben das selbst nicht, Theresa, und wenn es der Fall wäre, so müßte ich Ihnen diese echt weibliche Hoffnung nehmen.

Ich kann und ich will mich nicht mehr erheben Wozu? Wünschen Sie von mir ein Leben der Reue und Buße, ein klägliches Schauspiel für die Welt, ein Anblick für meine Tochter, der jedes unbefangene, frohe Jugendgefühl ersticken müßte? Nach einem solchen Sturz bleibt man am Boden liegen und läßt die Zeit über sich hinweggehen, die in ihrem Lauf Gutes wie Böses mit Vergessenheit deckt."

Diesmal widersprach sie ihm nicht; da, wo er gefrevelt an dem Einzelnen war nichts mehr zu vergüten und dem Trost einer allgemeinen Erhebung war er in diesem Augenblick, wo er nur mit den Folgen einer bestimmten That abrechnete, nicht zugänglich.

Aber sie versuchte ein anderes Mittel.

„Wenn wir nicht selbst den Muth oder den Willen haben, uns emporzurichten, so wehren wir wenigstens nicht denen, die uns voll Treue zu Hülfe kommen," sagte sie. „Ich werde Ihnen etwas mittheilen, was Ihnen einen Halt giebt; nicht vor den Menschen, aber in Ihrem eigenen Herzen. Ihr Kind irrt nicht namenlos durch die Welt; ehe Constantin zum Tode ging, hat er es als das seinige feierlich anerkannt, der Name, den Veronika unberechtigt trug, ist jetzt ihr Eigenthum."

Sein bleiches Gesicht war noch farbloser geworden, er empfand in dieser Großmuth, die über ihn hinweg seinem Kinde zu Theil wurde, nur die schweigende Verachtung für sich selbst.

„Erheben nennen Sie das, Theresa,“ rief er voll Bitterkeit, „fühlen Sie denn nicht den Stachel, der darin liegt?“

„Hören Sie mich zu Ende,“ sagte sie beschwichtigend, „er war so gut und groß, er dachte an Alles! ‚Ich hinterlasse dem Kinde meinen Segen‘, schrieb er in seinem letzten Willen, ‚und ihm, der an mir gefehlt, meine brüderliche Verzeihung, sobald er sie begehrt.‘

Mit einem Satz sprang Herbert empor; ein intensives Leben funkelte plötzlich in dem müden Blick und er faßte die weiche Hand des Mädchens mit krampfhaftem Druck, daß sie in Schmerz zusammenzuckte.

„Seine Vergebung!“ stammelte er, „wo, Theresa, wo? O, mein Bruder — mein Freund!“

Es lag eine weiche Zärtlichkeit in dem brechenden Ton des stolzen Mannes, wie er sie vielleicht nie empfunden. Sein Haupt sank erschöpft zurück und in die sehnsüchtig ausgebreiteten Arme legte Theresa zum zweiten Male sein Kind.

„Sie sind Beide gegenwärtig, Herbert, an denen Sie gefehlt; Sie sind nun alle wieder vereint," sagte sie leise.

Er nickte. „Und frei, Theresa, frei! Es war eine schöne Zeit, wo ich sie besaß ohne Schuld, aber schöner der Tag, wo ich mich zurückfinde zu ihnen. O, diese Stelle, wo mir das Glück aufging, hier hat es auf mich gewartet!"

Er zog das Kind an sich und küßte es leidenschaftlich. „Wie sie," flüsterte er, „so hold und schön!"

Aber das kleine Mädchen wurde beklommen von einer Scene, die es nicht verstand; „wenn Du weinst, so laufen die Eichhörnchen davon," sagte sie halb zürnend, halb weinerlich, „ich will hinunter und sehen, ob sie noch da sind."

Sie glitt hinab und flog davon und eine Weile sah er still den Bewegungen und dem Mienenspiel des Kindes zu, das ihn so lebhaft an Magdalena gemahnte. Dann machte, nach den stürmischen Erregungen des Tages eine merkbare Erschlaffung in seinen Zügen sich geltend.

Theresa hatte gefürchtet, er werde widerstreben, wenn sie ihn auffordere mit in's Schloß zu kommen,

allein er ging auf ihren Vorschlag ohne Weigerung ein. „Ich bin sehr müde," sagte er, „ich denke, ich werde nun schlafen in Tannensee, schlafen wie einst."

Sie riefen das Kind und wanderten langsam zurück; er mit dem Gefühl eines Menschen, der heimgekehrt ist nach langer Wanderung und sich an Allem erfreut. Im Garten war der alte Gärtner, der dem Oberjägermeister gedient, beschäftigt, den Springbrunnen mit neuen Topfgewächsen zu decoriren; der Mann blieb erstaunt, mit offenem Munde stehen, als das Paar so einträchtig daherkam und damit die Vermuthung zerstörte, als habe Graf Wolf Partei ergriffen in diesem unseligen Zwiste, und auf Seiten des Todten gestanden, den er wie einen Sohn begraben hatte.

Der alte Herr war nicht zu Haus und wurde auch nicht sobald zurückerwartet; Theresa nahm es auf sich, ihm mit der Nachricht von Herberts Ankunft entgegenzutreten und auf das Wiedersehen vorzubereiten. Als Graf Wolf spät am Abend heimkehrte und hörte, welchen Gast er beherbergte, wollte er noch zu ihm gehen, allein Theresa hielt ihn zurück.

„Morgen," sagte sie in ihrer bestimmten und doch so wohlthuenden Weise, „morgen, wenn der Tag scheint,

berathet seine Anforderungen. Die Nacht gehört der Ruhe und sie thut ihm noth."

Der Vater gab nach, er scheute das Wiedersehen und Herberts mögliche Fassungslosigkeit; wenigstens er selbst mußte Sammlung und Festigkeit gewonnen haben, ehe sie sich gegenüber traten. Aber er schlief wenig und war zeitig wach; der kommende Eclat ließ ihn nicht ruhen.

Es war noch früh, als er hinaustrat; der Garten ruhte schweigend in thaufunkelnder Pracht, eine unbeschreibliche, stille Schönheit lag darüber ausgegossen und zog beruhigend durch sein Gemüth. Er sonderte und verbannte, was selbstsüchtig war in dem Empfinden der Nacht, er gab sich leidenschaftslosem Betrachten und Erwägen hin. Das Geständniß, welches den Todten ihr Recht gab und Herberts Herz erleichterte, es durfte das seine nicht drücken.

Er ging langsam weiter, den Weg entlang, der am See herlief und in den Wald einbog. Der Morgenwind kräuselte die klaren Fluthen und spielte in den Blättern, und Sonnenstrahlen blitzten auf dem feuchten Moos. So viel schönes, frisches Leben und soviel Schuld und Schmerz auf demselben Erdenrund!

Als er an den schmalen Pfad kam, der zu Con-

stantins Grabe führte, hielt er den Schritt an — ein Handschuh lag im Grase. Ohne daß er sich Rechenschaft geben konnte, weshalb, nahm sein Pulsschlag ein beschleunigteres Tempo an, er ging weiter und trat an das blumendurchflochtene Gitter.

Eine dunkle Gestalt lag auf dem Grabhügel hingestreckt, die prächtigen Farren bedeckten mitleidig das Angesicht des Ruhenden, schirmten es gegen die Tageshelle und forschende Menschenaugen.

Aber auf den Blättern wiegten sich leuchtende Purpurtropfen, sie funkelten wie Rubinen, in dem Sonnenstrahl, der spielend über das Grab streifte.

Graf Wolf überschritt erschrocken das niedere Gitter und bog die kühlen Farren zurück — der Todte, der da seinen Schlaf hielt nach so langen, ruhelosen Nächten — war Herbert. —

# Zehntes Kapitel.

Zwei Tage, nachdem Graf Herbert, statt in der Gruft seiner Väter an des Freundes Seite in lieblicher Waldeinsamkeit begraben war, finden wir in der Laube des Pfarrhauses in Kettenstein die Brüder Lenz.

Ein Diener in der gräflich Wangerloh'schen Livrée, der den Pfarrer einen umfangreichen Brief überreicht hatte, verließ eben den Garten und Richards Hand streckte sich begierig nach dem Schreiben aus, dessen Adresse an ihn lautete.

Ein von fremder Handschrift beschriebener Papierbogen fiel heraus und der Maler las mit erregter Stimme die Anrede:

„An die, welche Elternstelle vertraten an Veronika!

„Ja, sie ist mein Kind, und Magdalena war mein eheliches Weib — die Stille des Grabes, die mir so verlockend winkt, soll nicht mehr gestört werden durch die Lüge, die so viel Opfer gekostet und meine Tage vergiftet hat. Das Bekenntniß macht mir das Herz leicht, aber leben könnte ich nicht damit, leben nicht mehr! Es zieht mich zu der Frau, die mit ihrem Sonnenlächeln noch hineinwinkte in die qual=vollen Stunden, die ich durchlebt habe, zu dem Freunde, der mir die Hand bietet über ein endliches Geständniß. Und wäre diese Hoffnung nichts, als der Wahn eines kranken Herzens, wäre jenseits der Grenze, der ich mich nahe, ewiges Schweigen und ewiger Schlaf, auch das ist süß, wenn er nie mehr gestört wird.

Wenn ich es sage, daß ich nur allmälig mich tief und tiefer hineinverstrickte, so will ich keine Be=schönigung geben, noch Verzeihung erwirken. Ich glaube, ich bin noch heute nicht das, was die Welt einen zerknirschten Sünder nennt, denn Reue und Vergebung biete und verlange ich an anderer Stelle.

Als ich Magdalena bewog, mein Weib zu werden, liebte ich sie, ich hatte die Absicht und auch die Hoff=

nung, sie glücklich zu machen und diese Hoffnung erloſch erſt, als die Ausſicht, meines Onkels Erbe zu werden, für mich verloren ging. Ich war nicht veranlagt noch erzogen für abhängige und dürftige Verhältniſſe, gleich wie ein Baum nicht in jedem Boden gedeiht. Als das Gewitter ſich über mir zuſammenzog, glaubte ich Magdalena und mich allein retten zu können, durch eine Auflöſung unſerer Ehe und durch eine neue reiche Heirath. Die Gewaltſamkeit, mit der ich das zu erzwingen ſuchte, war ſchlimmer noch, als der Wahn, darin meine Rettung zu finden. Da Conſtantin für todt gehalten wurde, betrachtete ich es als keinen Raub, Magdalena und unſerem Kinde ſeinen Namen, an den Niemand ein Anrecht hatte, als Schirm und Schutz mitzugeben in die Welt. Ich konnte und wollte eine Heirath mit ihr nicht eingeſtehen, die noch nicht gelöſt war, als ich, von allen Seiten in meiner Exiſtenz bedroht, ſchon eine neue Verlobung geſchloſſen hatte.

Wir kämpften Beide mit verzweifelter Anſtrengung; ich für ein ſorgloſes Daſein, für Namen, Lebensſtellung und üppigen Genuß; ſie für ihre ſittliche Anſchauung und ihres Kindes Anſprüche. Noch im Grabe

hat sie gesiegt, denn bei ihr war das Recht; die Todten kamen wieder und zeugten für sie!

Als Constantin vor mir stand, glaubte ich zum ersten Male in meinem Leben an eine göttliche Gerechtigkeit — ich schwankte zwischen Trotzen und Gestehen. Aber ich war schon zu eng verstrickt, ich konnte so tief mich nicht beugen, nicht vor der Welt und nicht vor ihm. Ich raffte mich auf; ich hatte so viel vermocht, ich durfte jetzt nicht stehen bleiben. Grimm und Verzweiflung rüttelten an mir, ich sah die Verachtung auf seinen Lippen, ich hörte das Hohnlachen der Welt — es stürzte Alles, Alles über mich zusammen. Ruhe wollte ich haben, um jeden Preis — wie lange schon fehlte sie meinem Schlaf!

So stand ich ihm gegenüber auf dem Kampfplatz und so beging ich das Ungeheure! O, ich kannte sie ja nicht, die Furien, die ich entfesselt hatte, ich wußte es nicht, wie tief das Kainszeichen brennt, wie tief! Als ich es fühlte auf meiner Stirn, bei Tag und bei Nacht immer und immer, da wünschte und wollte ich nichts mehr. Liebe, Ehrgeiz, Genuß, es schien mir Alles eitel!

Aber ungeahnt und unerbeten warf das Schicksal

mir noch eine letzte Freude in den Schoß — ich habe mein Kind an meinem Herzen gehalten!

O Du Ebenbild Magdalena's, gesegnet seist Du! Die Natur läßt sich ihr Recht nicht streitig machen, und wenn eine Welt voll Hohn und Verachtung gegen mich aufgestanden wäre, ich hätte sie in meine Arme nehmen müssen, als mein Kind, da ich sie an der Stelle fand, wo ihre Mutter mir ihr Herz gab!

Ich habe Seligkeit getrunken von den reinen Kinderlippen, süße Ruhe und die Vergebung der beiden Menschen, die ich geliebt habe, trotz alledem und alledem. — Jetzt gehe ich zu ihnen.

Ich habe das Recht verwirkt, über das Kind, welches ich verleugnete, ferner zu bestimmen. Mögen Diejenigen, welche Veronika die Eltern ersetzen, mein Bekenntniß veröffentlichen oder unterdrücken, nach ihrem Ermessen. Veronika führt als ein köstliches Geschenk einen reinen, makellosen Namen — ihre Wohlthäter müssen es wissen, ob eine Grafenkrone die Flecken zudecken vermag, die auf dem meinigen liegen.

Die letzte Nacht in Tannensee — das Morgenroth findet mich bei ihnen, frei, frei!

Herbert, Graf von Wangerloh."

„Frei," wiederholte der Maler nach einer Pause, während welcher er das Blatt niedergelegt hatte, „Gott sei Dank, um Veronika's Willen."

„Du wolltest das früher nicht einsehen, Richard," sagte der Pfarrer, „wenn Du in dem eifrigen Drange nach Recht und Gerechtigkeit klagtest, daß Graf Wangerloh menschlicher Verantwortung enthoben schien. Wenn irgendwo, so hat sich hier das Wort erfüllt: die Rache ist mein, ich will vergelten.

„Du wolltest rächen nach Deinem Ermessen, Du hast gesucht und gedrängt darnach, Dich verbittert und vereinsamt, die langen Jahre hindurch, und die ewige Gerechtigkeit ging, Deine Hülfe verschmähend, unbekümmert ihren Weg, strafte, löste und versöhnte so viel schöner als Du!"

Der jüngere Bruder umging die Antwort; er nahm ein zweites, kleines Blatt, das noch in dem Couvert steckte und entfaltete es. Es war von Graf Wolf an Richard gerichtet und enthielt nur einige Zeilen, die er dem ältern Bruder ebenfalls vorlas.

„Sie hatten Recht — es ist nun offenbar. Ich durfte wohl den unerwiesenen Verdacht unterdrücken, um meinen Namen rein zu erhalten, aber die Wahr-

heit nicht. Ich lege die traurigen Beweise Ihrer Behauptung in Ihre Hände nieder; Sie haben so lange und so schwer gelitten unter dem vergeblichen Bemühen dieselben an's Licht zu ziehen — thun Sie jetzt Ihrem Herzen genug. Nur eins erbitte ich von Ihnen: warten Sie mit jeder Maßregel, die Sie in dieser Sache ergreifen wollen, noch einige Tage, bis ich mit meiner Tochter eine beabsichtigte Reise in's Ausland angetreten habe."

Der Pastor erhob sich, als der Maler sinnend schwieg.

„Deinem Herzen sollst Du genug thun, Richard — es kann nicht irren, in dem, was ihm frommt. Mich ruft eine Amtspflicht; wenn ich wiederkomme, denke ich, bist Du einig, was Du für Magdalena, für ihr Kind und Dich selbst zu thun hast."

Eine Weile noch blieb Richard sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt und die Augen auf das Papier gerichtet, das die Anklage des Mannes enthielt, den er so tödtlich gehaßt hatte. Er war jeder Verantwortung entrückt, längst hinübergerettet in wohlthätige Vergessenheit — vielleicht in Frieden.

Er hatte ja geschrieben: ‚ich gehe zu ihr'. Nun er sein Vergehen bekannt und gebüßt hatte, nun er reuig und voll Sehnsucht zu ihr zurückkehrte, nun nahm sie ihn auf und sie waren wieder vereint.

Richard dachte es, ohne Eifersucht oder Schmerz, ohne ein einziges selbstsüchtiges Gefühl. Wie hätte es auch anders sein können, er fühlte sich ja am Ziel; sie war gerächt und versöhnt, wenn auch anders, als er es gedacht. Er wußte sie nun in ewigem Frieden und nun ihr schönes Bild in ihm emporstieg, lockte es keine Sehnsucht mehr und keinen Gram; es grüßte ihn heiter und glücklich, wie eine köstliche Jugenderinnerung. Er hatte kein Anrecht mehr an sie und keine Pflichten; niemals hatte er sich so fest mit ihr verbunden gefühlt in stiller Befriedigung und doch so vollkommen losgelöst von allen Ansprüchen einer schmerzensreichen Vergangenheit. Vor ihm lag das Leben, das warme, pulsirende Leben und ein Verlangen ergriff ihn, es zu umarmen und glücklich zu sein.

Er steckte seine Briefschaften zu sich und verließ durch ein Hinterpförtchen den Pfarrgarten, langsam den Waldweg emporsteigend, der zum Schlosse führte.

Es war so ruhig und licht; Herbstfäden zogen durch

die klare Luft und weiße Wölkchen schwammen im Aetherblau, wie freundliche Verheißungen für den kommenden Tag. Von unten herauf tönte Sensenklang und heitere Menschenstimmen — neben dem Erndtewagen ging ein junges, frohes Liebespaar, er den Arm um ihre Hüfte gelegt. So schön die Welt, so voll frischen freudigen Lebens un der hatte es nicht gesehen, war so lange einsam gegangen und verbittert!

Als er unterhalb des Schlosses war, sah er Theresa über die Balustrade der Plattform gebeugt, die von dem Burggarten auf einen Felsenvorsprung hinausgebaut war. Sie blickte in die herrliche Landschaft hinaus, aber mit einem fremden Ausdruck von Ernst und Trauer in den schönen Zügen und als sie ihn erblickte, kam es wie ein Schrecken über sie. Die Rose, mit der sie gespielt hatte, entsank ihrer Hand und fiel vor ihm in die Tiefe.

Es war kein übermüthiger Kindergruß, wie vor Jahren in Venedig, da sie mit Rosen ihn rief; es lag etwas Wehmüthiges in der Blume, die entblättert hinabsank. Aber auch seine Bewegung, mit der er sich nahte, war eine andere geworden, es hätte des stummen, absichtslosen Winkes nicht bedurft, um seinen Schritt zu beschleunigen.

Sie hatte sich der kleinen Pforte zugewendet, durch welche er den Garten betreten mußte, sie wußte, nun er kam, brachte er eine Entscheidung, nicht allein für den Vater, auch für sie.

Hatte die heitere Zuversicht, die starke, geduldige Liebe, die sie ihm gezeigt, durch so lange Zeit, sein Herz nicht bezwungen, hatte sie es nicht so soweit erwärmt, daß er ihr ein einziges Opfer bringen konnte, ein Opfer, das Magdalena keine Genugthuung brachte, aber Graf Wolf einen herben Schmerz ersparte, dann war ihr schöner Glaube ein Kindertraum gewesen.

„Sie wollen fort, Comteß?“ sagte er, sie nur mit einer respectvollen Neigung des Hauptes begrüßend. „Die Nachricht kam mir so unerwartet, daß sie mich zu ungewohnter Stunde herauftreibt.“

Sie war tapfer wie immer, sie versuchte zu lächeln. „Es giebt Angelegenheiten und Gefühle, in denen ich mich nicht trenne von Papa,“ sagte sie, „er hat das nächste Anrecht an mich.“

Er zuckte unmerklich zusammen. „Das nächste Anrecht — Sie sagen mir das so ruhig und kühl, Theresa, es ist grausam, nachdem Sie mich so lange verwöhnt haben. Aber Sie haben Recht; ich habe die Zeit

versäumt und verträumt, ich muß von vorn anfangen."

Sie sah ihn an, sie verstand ihn nicht ganz, wollte es nicht, um sich nicht getäuscht zu sehen, wie so manches Mal. „Und womit wollen Sie beginnen?" fragte sie.

„Hiermit," erwiderte er, indem er Herberts Bekenntniß aus seiner Brusttasche nahm und es zerriß. „Nehmen Sie mich mit sich, Theresa, wohin Sie gehen; lassen Sie mich der Letzte sein, damit ich einst der Erste werde. Ich habe Ihnen meine Rache geopfert, damit ich Ihnen meine Liebe bieten kann — nur ein reines Herz darf sich zu Ihnen erheben."

„Endlich!" sagte sie, tiefaufseufzend, und weiter nichts.

Es war ein einziges, armseliges Wort, aber was lag in dem Klange! Jubel, Triumph und Dank, glühende Liebe und süße Hingebung, Alles, was das Herz des Mannes berauscht und bezwingt.

„Endlich!" sagte auch er und zog das schöne Geschöpf in seine Arme, und nun erst, als sie zitternd vor Glück an seiner Brust ruhte, fühlte sie, wie lang der Kampf gewesen war und wie hart.

„Nun bist Du mein — ewig!" sagte er zärtlich und küßte die hellen Tropfen hinweg, die ihr an den

langen Wimpern hingen. „Nun gebe ich sie frei, die süßen Gefühle von Liebe und Verlangen; gegen die ich so lange, o, so lang schon, in mißverstandener Treue gekämpft habe und die so viel mächtiger waren, als ich.“

Sie richtete sich empor, aus den schönen Augen sprühte das feurige Leben vergangener Tage und sie sagte mit leisem Triumph:

„Du wolltest es nicht glauben, Riccardo, ich aber, ich wußte es immer, daß Du mir gehören würdest.“

* * *

Hochzeitglocken — süßer Klang! Sie tönten herauf aus dem Thal und füllten mit Jubelton die Luft. In der kleinen Schloßcapelle von Kettenstein, im Schmuck ihrer Blumen und Kerzen, im Beisein einer glänzenden Versammlung gab Graf Wangerloh sein Kind dem Manne, den sie so heiß und treu geliebt, seit den Kindertagen.

Es fehlte der jungen Braut nicht an Segen und Liebesgrüssen; hinter ihr stand voll mütterlichem Triumph Signora Lorenza, die treue Beschützerin ihrer Kindheit und das Gebetbuch mit köstlicher Stickerei, mit dem Zweiglein aus dem Klostergarten hatte die Oberin vom

Kloſter Unſerer lieben Frauen geſandt, dem Thereſa eine dankbare Wohlthäterin geblieben war.

Fürſtlicher Schmuck umſtrahlte ſie, aber das wunderbare Leuchten, das ihrer Schönheit einen ſo geheimnißvollen Reiz verlieh, kam aus der Tiefe ihres glücklichen Herzens herauf und warf einen verklärenden Schein auf das kleine blonde Mädchen, das andächtig hinter ihr gekniet hatte und deſſen Lippen ihr den erſten Glückwunſch ſagten.

Die junge Frau neigte ſich zärtlich herab zu ihr; leuchtender als die Brillanten, die an ihrer Bruſt funkelten, fielen Thränen in des Kindes goldenes Haar und ſie ſagte leiſe: „mein Ja galt auch ihr, Riccardo, nun hat ſie Vater und Mutter!“

„Ein Sonderling bleibt er doch, Graf Wolf,“ ſagte bei dem Hochzeitdiner ein altadliger Grundbeſitzer zu ſeinem Tiſchnachbar. „Dieſes entzückende Weſen, ſein einziges Kind, die Erbin fürſtlicher Reichthümer, giebt er dahin, an einen Mann, der nichts hat, als ſeinen bürgerlichen Künſtlernamen; und das ſo ruhig und unbekümmert, als thue die ſchöne Comteß die erſte Parthie des Landes.“

„Wiſſen Sie es denn nicht,“ fragte der Andere zurück. „Nun, ich darf es Ihnen mittheilen, da es in

einer Stunde publicirt wird. Majestät war es zu schmerzlich, den illustren Namen Wangerloh erlöschen zu sehen; er hat ihn dem jungen Ehemanne als Hochzeitsgeschenk verliehen. Es ist in der That ein werthvolles Angebinde, mehr noch für Graf Wolf als für das neuvermählte Paar, das in diesem Augenblick noch nicht die richtige Schätzung dafür zu haben scheint."

Nein — sie dachten des größeren Glückes, das ihnen verliehen war; aber als beim ersten Toast Graf Wolf seinen Schwiegersohn mit dem theuren Namen anredete und der junge Mann sein Glas erhob, da lag in seinem Blick die stumme Versicherung, daß zu dem alten Glanz auch die alte Ehre und Treue sich wieder gesellen werde.

Nun blüht ein neues Geschlecht in Kettenstein, — kräftig, stolz und gut. Schöne, fröhliche Knaben umspielen Graf Wolf, er braucht nicht zu fürchten, daß sein Geschlecht erlischt, aber des Hauses Schmuck bleibt Veronica, die von dem jungen Paare adoptirt, nun ihren wahren Namen trägt. Sie ist nicht vergessen, die blonde Madonna, sie lebt fort in ihrem Kinde. Sie ist oft gegenwärtig bei Richards Schaffen, aber in seinem Herzen lebt nur eine: Theresa!

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft. Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

11101

BUCHBINDEREI
OBERMEIER
Dieselstrasse 20
84056 Rottenburg
Telefon 08781
Bucheinbände nach R

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dannenberg, Georg

Mein ist die Rache Roman von Golo Raimund

Bd.: 3

Berlin 1878
P.o.germ. 1851 w-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11377448-2